BIBLIOTHEK
DER
...ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



Bücher-Sammlung von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Der Retter“ von A. Oskar Klaußmann.
(S. 89)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Dreizehnter Band

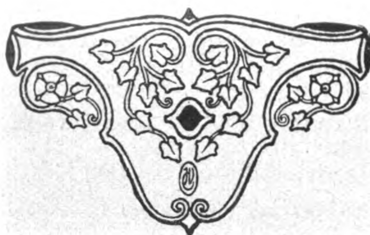


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Richtet nicht!

Roman von Artur Winckler-Tannenberg.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Im dämmerigen, geräumigen Flur kannte Franz jedes Eckchen, war der Raum doch zugleich Kinderspielplatz für ihn gewesen, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht gestattete. Stets also zur Spätherbst- und Vorfrühlingszeit.

Unten befanden sich auf der einen Seite vier Wohnzimmer, auf der anderen, kleineren die Küche und Wirtschaftsräume. Auf derselben, kleineren Seite führte auch eine altmodisch verzierte bequeme Treppe in den Oberstock, welcher nur zwei Zimmer, aber dafür Boden und Vorratsräume in jener Fülle enthielt, die ein gut bürgerliches Hauswesen einst erfordert hatte.

Unten wohnte die Familie Kraug, oben im Giebel der Südfront, wo der Wein an Spalieren dicht und üppig kletterte, hauste Franz. Plötzlich mußte er der schwellenden goldigen Riesentrauben gedenken, die er sich von seinen Fenstern aus im Herbst gepflückt hatte. Freilich im letzten Herbst nicht. Wer mochte sie da geerntet haben?

Franz klopfte an die Tür des Wohnzimmers unten.

Ein leises „Herein“ antwortete. Dann trappten ein paar Kinderfüßchen, und eine unsicher tastende Hand

zog die Klinke herab. Die Tür ging auf, und Franz trat aus dem Flurdunkel in die Zimmerhelle.

„Herr, du meine Güte, der Herr Rähnisch!“ schrie eine Frauenstimme, und ein kleines Mädchen von etwa fünf Jahren lief weinend in die Stube zurück.

Die Frau erhob sich, das Kind verkroch sich hinter ihr Kleid.

„Ja, sind Sie's denn wirklich, ist's denn die Möglichkeit? — Lene, laß das Zerren, hör mit dem Heulen auf! Der Herr Rähnisch ist's doch, der ist doch kein Spitzbube! — Nee, was ich mich aber verwundern muß — und was Vater erst sagen wird! Natürlich wird er sich auch sehr freuen! Aber wie ist denn das bloß gekommen?“

Lene begleitete die Redeflut der Mutter immer noch mit ängstlichem Weinen.

„Guten Tag, Frau Kraug!“ sagte Franz. „Sie haben wohl die Schlüssel zu meiner Wohnung in Verwahrung genommen?“

„Natürlich — und schön verwahrt hab' ich sie, da ist kein Fremder drangekommen, Herr Rähnisch. Warten Sie mal, wo hab' ich sie denn? Ja, richtig, Vater war neulich oben, er wollte den Wein festbinden, der wird sie haben stecken lassen. Nee, aber die Überraschung! — Lene, laß endlich das Heulen, setz dich hierher! — Ich gehe gleich mit hinauf, Herr Rähnisch. Sie ziehen doch wieder bei uns ein?“

Franz mußte lächeln. „In mein Haus, ja —“

„Jee, jee — richtig! Man konnt's beinahe vergessen! Das Gericht hat immerfort die Miete eingezogen — wegen der Kosten, sagte Herr Schnabel, der Gerichtsvollzieher. Ach, das war 'ne schlechte Zeit, Herr Rähnisch. Wenn man bei Ihnen nicht auf den Tag bezahlte, warteten Sie halt, wie 'n fühlender

Mensch das tut, aber das Gericht wartete nicht. Ich sagte immer zum Vater, so 'n Gericht ist rein unmenschlich. — Lene, halt 's Maul und sitz still, bis ich wiederkomme!"

Damit ging Frau Hermine Kraug mit der gröhlenden Tochter nach dem Sofa, setzte sie dort fest in eine Ecke und wandte sich dann zur Tür.

„Na, da könnten wir wohl gehen."

Franz atmete auf, als diese umständlichen Zurüstungen endlich zu einem Entschlusse geführt hatten, und stieg zur Seite der kurzatmig pustenden und trotzdem immer noch redenden Schiffersfrau die Treppe empor.

„Ja, heute abend," sagte sie, „kommt Vater zurück. Wie der sich wundern wird! Und der Bello lebt auch noch und der Peter und der Johann, wenn die nach Hause kommen werden!"

Franz hatte sich in das Los des Zuhörers gefunden, vermied aber alles, um den Redestrom durch Fragen oder sonstige Bemerkungen irgendwie zu fördern.

„Na, ich hab's ja gesagt, der Schlüssel steckt, Vater wird gewiß den Wein angebunden haben."

In diesem Augenblick hatte sie die Tür geöffnet, und das Zimmer lag vor ihnen, übergossen vom Mittagssonnenlicht. An beiden Fenstern aber hingen die noch schwachbeblätterten Weinranken in wirrem Durcheinander, als seien die Fenster mit großen, dicken Spinnweben übersponnen.

Frau Mine erklärte trocken: „Er wollte ganz gewiß den Wein anbinden. Er hat mir's selber gesagt."

Franz schnitt kurz ab. „Schaffen Sie mir Waschwasser herauf, und räumen Sie ein wenig auf, Frau Kraug — mehr brauche ich jetzt nicht."

Die pustende Dame stürzte davon.

„Frau Kraug!“ rief er ihr nach.

„Ja?“ fragte sie am Treppenrande.

„Den Krug mitnehmen!“

„Der ist schon unten.“ Damit verschwand sie.

Franz schritt an eines der Fenster, öffnete es und begann den lebendigen Schleier zu lüften. Wirr, mit den Saugästen fest ineinander versponnen, bildeten die Weinranken ein förmliches Geflecht. Hier hatte kein Gartenmesser gearbeitet, keine ordnende Hand gewaltet. Wenn Johann Kraug überhaupt die Absicht gehabt hatte, etwas zu tun, so war er über diese Absicht niemals hinausgekommen.

Franz hob schließlich das ganze Geflecht und schob es mit seinen Ausläuferranken hinter eine Spalierlatte — erst bei dem einen, dann bei dem anderen Fenster. So kam die Sonne nicht mehr wie durch ein Gitter, sondern voll und hell herein. Er war eben mit dieser Arbeit fertig, als Frau Kraug wieder erschien, einen beschädigten Waschkrug in der Hand, eine Waschschüssel unterm Arm.

„Jee, Herr Rähnisch, es ist ein Kreuz mit den Kindern! Kaum läßt man den Krug unten stehen, gerät die Lene, das dumme Ding, drüber, und die Schnauze ist ab.“

„Sie bringen ja das ganze Waschgeschirr.“

„Nu ja, sehen Sie, weil's grade unten war — da war's doch in einem. Das Seifennäpfchen ist auch da, 's ist überhaupt alles da, es fehlt nichts — bei Kraugs kommt nichts fort.“

Franz warf einen Blick auf den beschädigten Krug. Der Bruch war alt und verstaubt. Wie lange mochte sein Waschgeschirr da unten in Gebrauch gewesen sein! Auf der schwatzenden Frau letzte Bemerkung eingehend, sagte er etwas ärgerlich: „Bei Kraugs unten mag nichts

wegkommen, aber hier oben scheint mir allerlei weggekommen zu sein. Zwischen den Fenstern hing doch ein Spiegel —“

„I, natürlich hing der — und der machte sich da auch sehr schön — nee, alles was recht ist, sehr schön, und ich habe auch zu Vatern gesagt, den hängen wir da wieder hin.“

„Sehr gütig. Wo ist er denn jetzt?“

„Na, unten bei uns. Es kommt aber nichts weg bei Kraugs. Sie müssen doch bedenken, Herr Rähnisch, hier guckte niemand in den Spiegel, er hing rein unnütz, und da sagte Vater, das wär' 'ne Sünde bei so 'nem schönen Stück. Abgeguckt haben wir aber nichts, Herr Rähnisch, der Spiegel ist proper und ganz.“

„Und wann bekomm' ich ihn wieder?“

„Er ist 'n bißchen schwer. Wenn's sein könnte, möchten Sie wohl bis heute abend warten, wenn Vater zu Hause ist.“

Unmutig schritt Franz auf und ab. Jetzt stand er vor seinem Bücherschranke. Er öffnete. Halbe Fächer waren leer, viele in Unordnung.

„Frau Kraug, daß Sie Waschgeschirr und Spiegel brauchen konnten, kann ich verstehen, aber meine Bücher, wen gingen meine Bücher etwas an?“

Jetzt wurde die dreiste Schwätzerin doch etwas verlegen. Sie stotterte unsicher: „Vater macht doch noch immer sein Examen.“

„Dazu braucht er nicht die ganze Bibliothek.“

„Er mußte eben aussuchen, er wußte doch nicht gleich, was er brauchte, und dann ist vielleicht der Peter — Sehen Sie, Herr Rähnisch,“ fuhr sie plötzlich in alter Redseligkeit auf, „ich hab' der Sache gleich nicht getraut, der Lümmel hat immer geschmökert und wollte den ganzen Winter über nicht ins Bett, 's doppelte

Petroleum hat er verbraucht. Ich hab' schon mein Kreuz gehabt mit dem Jungen — gewiß hat der bei Ihnen eine Räubergeschichte entdeckt. Nee, daß Sie aber auch so was haben! Die Kinder werden einem noch ganz verdorben! Wer weiß, was er sonst noch gelesen hat, und wenn er dann auch mal einen umbringt —"

Franz fuhr zornsprühend herum. „Schweigen Sie, Frau Kraug! Das weitere zwischen uns wird sich finden. Schaffen Sie mir augenblicklich alles zurück, was hier gestohlen worden ist —"

Die Frau wollte aufbegehren.

„Ja, gestohlen, denn wenn ich nicht zurückgekommen wäre, so hätten Sie die Sachen einfach behalten!"

Er ging zum Kleiderschrank, der im Nebenzimmer stand, dabei gewahrte er die leere Bettstelle.

„Die Betten liegen vermutlich gerade in der Sonne?"

„Bei Kraugs kommt nichts weg!" beharrte Frau Mine eigensinnig.

„Aber hoffentlich alles wieder." Er hatte die Schranktür geöffnet. „Wo ist mein Schlafrock, wo sind meine Pantoffeln?"

Jetzt wurde Frau Mine plötzlich wieder ganz klein und demütig. „Gott, Herr Rähnisch, das müssen Sie nu wirklich nicht übelnehmen. Im Februar hatte der Vater wieder seinen Rheumatismus, Sie wissen ja — vom ewigen Wasserfahren, und da brauchte er was Warmes. Nu wußten wir ja doch nicht, ob Sie wiederkämen. Vater meinte, wenn's sehr gut ginge, in zwanzig Jahren, und bis dahin hätten die Motten ja alles gefressen. Na, da haben wir halt gedacht und — 's hat ihm sehr gut getan, der Rheumatismus ist gleich viel besser geworden."

„Zur Sicherheit aber, damit er nicht wiederkommt,

haben Sie die Sachen gleich behalten. Ich habe hier wirklich getreue und zuverlässige Hüter meines Eigentums gehabt, ich bin bei lebendigem Leibe bereits beerbt worden."

„Beerbt!" Frau Mine strahlte.

„Sehen Sie, Herr Rähnisch," sagte sie ganz glücklich, „gerade so hat Vater immer gesagt. Wir wollen auch was erben, hat er gesagt. Wir haben ihm Haus und Garten schön gehalten, da können wir auch was erben, die anderen geben uns doch nichts."

Sie erschrak furchtbar, als Franz sie anschrie: „Hinaus, sofort hinaus!"

Sie lief zur Tür. Dort blieb sie aber noch einmal stehen. „Nu ja, Herr Rähnisch, es hieß doch so und hat ja schon im Blatte gestanden, Vater hat's uns vorgelesen, und daß Sie nu statt dessen bloß zehn Monate gekriegt haben, das freut uns ja sehr, wirklich sehr, aber wir konnten's doch nicht ahnen."

„Hinaus endlich!"

Frau Mine verschwand, kopfschüttelnd stieg sie die Treppe hinab und seufzte: „Er will richtig alles wiederhaben."

Dann kramte sie kummervoll in ihren Stuben, schalt auf den Geiz der reichen Leute, dazwischen aber auch auf Lene, die in standhaftem Eigensinn ihr im Wege herumlief und heulte. —

Franz hatte eine ganze Weile in stillem Ärger auf einem staubigen Stuhle am Fenster gesessen und in den Garten hinabgestarrt. Die duftige Fliederpracht sah er kaum, die Worte: „Es hat ja schon im Blatte gestanden" und „daß Sie nun bloß zehn Monate gekriegt haben" hatten ihn wie Peitschenhiebe getroffen. Das also würde die allgemeine Meinung sein. Wie boshaft, wie grausam war diese Dummheit!

Endlich raffte er sich auf, ging zum Bücherschrank und wählte sich unter den noch vorhandenen ein Buch aus. Mit diesem in der Hand stieg er die Treppe hinab. Er begegnete im Hausflur der Frau Kraug, die in Gemeinschaft mit einer Nachbarin Betten klopfte.

„Na, nu sind Sie ja wieder so weit, Herr Rähnisch," sagte sie mit aller Gemütlichkeit, als wolle sie ein gutes, versöhnliches Herz beweisen. „Die Frau Haber hilft mir 'n bißchen, da wird gleich wieder alles in Ordnung sein. Ja, ja, bei Kraugs —"

„Ich gehe in die Laube," unterbrach Franz die Schwätzerin. „Hoffentlich ist wirklich alles bald in Ordnung. Der Staub liegt ja fingerdick auf den Möbeln."

„Ja, Herr Rähnisch, wie sich der sammelt — nicht wahr? Aber in einem Stündchen ist's blitzblank oben. Dann wird's Ihnen schon wieder gefallen."

Franz erwiderte nichts mehr. Er öffnete die Hoftür und ging über den Kiesplatz nach dem von altem, hohem Gemäuer umhegten Garten. Bald hatte er die Fliederlaube erreicht, nahm auf der morschen Holzbank Platz, legte das Buch auf den ebenso alten, wurmstichigen Gartentisch, eine auf einen Pfahl genagelte Bretterplatte, und fing zu blättern an.

So lange hatte er nichts mehr gelesen! Ihn packte es wie ein geistiger Heißhunger, und er vergaß die Familie Kraug, die ganze Welt mit ihrem Ärger.

Aber Frau Kraug und die Welt vergaßen ihn nicht.

Als er über den Kiesplatz schritt, flüsterte Frau Kraug zu der hilfreichen Nachbarin: „Nu, was meinen Sie, Frau Haber, sieht er nicht ganz elend aus?"

„Ja, ja, Frau Kraug," gab diese zurück und unterbrach bereitwillig ihre verdienstliche Tätigkeit. „Ich glaube immer, das macht das Gewissen. Das Gewissen

ruht nicht! Sehen Sie, so 'n Mensch kann nie mehr recht schlafen."

„Wirklich?" staunte Frau Kraug. „Dann ist's aber schade um die schönen Betten."

„Na, der macht's auch nicht mehr lange! So was hält der Mensch nicht lange aus, Frau Kraug."

Mines Gesicht spiegelte diesen treunachbarlichen Trost hell wider. „Ich glaub's selber," sagte sie zuversichtlich.

„Und zehn Monate hat er gesessen?"

„Zehn Monate und zwei Tage."

„Da ist er eigentlich noch gut weggekommen."

„Na ja, so 'n Feiner! Einer aus unserem Stand wäre geköpft worden."

„Ganz gewiß, Frau Kraug!"

„Es war ja auch mit ihm schon so weit."

„Freilich — freilich!"

„Es stand ja im Blatte."

„Nu, freilich."

„Und nu haben sie ihn doch noch laufen lassen."

„Die gute Fürsprache, Frau Kraug!"

„Es geht zu ungerecht in der Welt zu."

„Na, lassen Sie's nur, Frau Kraug, ich sag' Ihnen doch, er macht's nicht mehr lange."

„Ja, ja — das böse Gewissen! Es ist doch die Hauptsache, daß man weiß, man hat ein gutes Gewissen — nicht wahr, Frau Haber?"

Damit gingen die beiden edlen Seelen endlich wieder an ihre Arbeit.

Bis zu Franz in die Laube klang der Schall, als sie oben in seinen Zimmern Sofa und Matratze ausklopften, aber auch diese Arbeit floß nur munter fort, weil mehr oder minder gute Reden sie begleiteten.

Franz fuhr bei dem Klatschen des Ausklopfers aus seiner Lektüre auf und lauschte.

Der Abend sank herab, heute zum ersten Male wieder würde er in seinen vier Pfählen ausruhen, in einem guten Bett sich strecken. Freilich, das Wohlbehagen war sofort getrübt, als er bedachte, daß diese Betten bis jetzt der Familie Kraug gedient hatten.

Sollte er auf den langentbehrten Genuß verzichten und in einem Gasthofe übernachten?

Er verwarf den Gedanken sofort. Eine ängstliche Scheu erfaßte ihn, daß er dort Aufsehen erregen könne. Die nächsten Tage oder Wochen wollte er sich in die Einsamkeit seines Gartens vergraben, Ludwig aufsuchen, so oft es erlaubt war, sonst aber mit seinen Büchern leben. Verreisen konnte er nicht, er mußte des neuen Verfahrens wegen zur Stelle sein, wenn man ihn und sein Zeugnis brauchte. Aber in stillster Zurückgezogenheit wollte er verharren, bis da draußen die splitterrichtende Welt sich beruhigt hatte.

* * *

Als der Abend niedersank, sammelten sich auch die Stammgäste in der „goldenen Elster" — pünktlicher als sonst. War doch das Gerücht von dem sensationellen Ereignis durch die Stadt gegangen, und die „Tagespost" wurde mit Spannung erwartet.

Apotheker Hülse saß schon fünf Minuten früher in der rechten Ecke des schwarzen Ledersofas und schickte den Pikkolo immer wieder auf die Straße, ob die Zeitungsfrau noch nicht in Sicht käme.

Endlich brachte Robert das ersehnte Blatt. Mit elementarem Drange wendete das Gespräch sich dem Hauptereignis, der Freilassung des jungen Franz Rähnisch, zu.

„Ja, ja," knurrte der Hauptmann Kronagel, „ich hab' ihn gesehen heute und bin nicht schlecht erschrocken! Bleich, hohlbackig — na, das ist wohl erklärlich, wenn man das durchmacht. Viermal habe ich in meinem Leben im Feuer gestanden, aber es muß doch noch was anderes sein, so die Stunde zu zählen, bis man dran kommt — und wie dran kommt! Pfui Teufel!"

Er nahm einen energischen Schluck.

Indessen ergriff der Hofbäckermeister Göllner das Wort. „Stimmt! Herr Hauptmann, ich hab' ihn auch gesehen und bin noch mehr erschrocken. Heute nachmittag war's. Ich dachte, es wäre sein Geist, der hier auf Erden noch was vergessen hätte, aber nun ist er's wirklich selber gewesen."

„Na, aber ich erst, meine Herren!" begann Perler. „Komme da heute früh zum Gefängnis. Ja, Kuchen, hab' mir die Nacht unnütz um die Ohren geschlagen."

„Scheint Ihnen ja ordentlich leid zu tun," sagte Glatzke.

„Nee, so ein Gemütsmensch!" krähte der Apotheker.

„Herrschaften, keine Witze!" unterbrach Doktor Ziegel. „Die Sache ist verzweifelt ernst und bitter. Bedenken Sie mal einen Augenblick, daß Rähnisch nicht schuldiger ist als jeder von uns, daß also jedem von uns dasselbe passieren konnte."

Einen Augenblick herrschte eisige Stille.

Mitten hinein klang des Professors rostiges Organ: „Bravo, Doktor — das sitzt!"

Und es saß wirklich. Der Hofbäckermeister blickte hilflos hinter sich, ob da etwa der Henker stehe, der Apotheker faßte an seinen Stehkragen, als fühle er die Stelle nach, wo das Richtbeil einschneiden müsse, Perler schaute die Decke an, als habe er eine Vision, der Hauptmann zog die Brauen finster zusammen, der Steuerinspektor zerrte sie ebenso entsetzt hoch — Il-

steckt aber und Sprenck überschauten die Verlegenheitsgruppe mit einem ironischen Blick.

„Woraus zweierlei zu entnehmen ist," fuhr Sprenck fort. „Erstens, daß wir dem unglücklichen Opfer einer menschlichen und deshalb irrtumsfähigen Justiz durch gesteigerte Achtung ersetzen, was sich ersetzen läßt, und daß wir zweitens uns nicht anmaßen, Richter über Leben und Tod sein zu wollen."

„Also Abschaffung der Todesstrafe?" fragte der Apotheker.

„Jawohl, Abschaffung der Todesstrafe. Denken Sie sich den gar nicht fernliegenden Zufall, Barchfeld wäre nicht in den Besitz des Briefes gelangt. Er erhielt ihn ja nur durch eine Ordnungswidrigkeit, durch ein Amtsversehen."

„Ja, wahrhaftig!"

„Donnerwetter!"

„Der Gedanke ist fürchterlich!"

„Grausig!"

So wirbelte es durcheinander.

„Der eine Fehler beamteter Macht hat den anderen, viel entsetzlicheren Fehler einer beamteten Macht ausgeglichen. Ging alles, wie es sollte, dann legten die Ärzte den Brief zurück, weil seine Lektüre ihrem Patienten schwere Aufregung und also großen Schaden bereiten konnte. Sie hätten nur pflichtgemäß gehandelt, aus ihrer pflichtmäßigen Handlung aber wäre ein Justizmord erfolgt."

„Stimmt!" klang es von Göllners Platz.

„Diesmal stimmt's wirklich," sagte der Rechtsanwalt ernst.

Der Steuerinspektor fand zuerst einen Ausweg aus seiner Beklommenheit, er erklärte feierlich: „Schließlich steht das alles in Gottes Hand. Liegt es in seinem

Willen, daß menschlicher Irrtum geschieht, so wird er wissen, weshalb es geschieht."

Da aber fuhr der Professor grimmig auf: „Das ist Fatalismus, lieber Inspektor, das ist die Abdankung jeder eigenen Verantwortlichkeit! Mit dieser Tröstung können wir jedes Verbrechen rechtfertigen, denn Gott hat es ja geschehen lassen. Nach Ihrer frommen Logik hätten wir Menschen untereinander überhaupt kein Strafrecht."

Hauptmann Kronagel stieß eine dicke Wolke von sich und sagte: „Freund Glatzke, Sie hatten mir den Gedanken aus der Seele genommen, aber der Professor hat doch recht; wir sind da aufs Glatteis geraten. Mit dem völligen Abschieben aller Verantwortung auf den lieben Gott geht's nicht; ein wenig selbst disponieren müssen wir auch."

„Dann ist's aber eine verwünschte Geschichte!" bemerkte der Steuerinspektor kleinlaut.

„Ist es auch — und eine lehrreiche obendrein," sagte Sprenck. „Bleiben wir also gleich bei der Lehre. Was meinen Sie, wie sollte dem Unglücklichen nun die Welt, die ihm so unrecht tat, Genugtuung geben, und wie wird sie es tun?"

„Hm, ja, das kann man nicht wissen," meinte Perler, „das läßt sich nicht gleich sagen —"

„Das läßt sich sofort feststellen."

„Wieso?"

„Zunächst im engen Kreise und von diesem ausgehend allüberall."

„Da bin ich begierig!"

„Sie haben einen Fabrikbetrieb, Rähnisch ist Kaufmann, würden Sie einen Posten schaffen, wenn keiner vorhanden ist, um ihm Ihrerseits, und sei es nur für die erste Zeit der Wiederkehr in die menschliche Ge-

sellschaft, über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die ihm zu Unrecht bereitet wurden?“

„Ja, lieber Professor, warum denn gerade ich?“

„Da sind wir schon auf einem Probierstein der Menschenliebe! Warum gerade Sie nicht?“

„Weil ich ihm doch gewiß nichts getan habe. Sie spielen vielleicht darauf an, daß ich Geschworener war —“

„Fällt mir nicht ein.“

„Da hab' ich mein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben, und das —“

„Geht keinen anderen was an!“

„Na — also!“

„Aber an der ganzen heutigen Rechts- und Gesellschaftseinrichtung sind Sie beteiligt.“

„Soll ich sie umstürzen? Professor, Sie sind wohl so sachte ein Anarchist geworden?“

Dieser lächelte mitleidig. „Das Unrecht, das die Einrichtung etwa einmal übt, gutzumachen, liegt also um so mehr in Ihrem Interesse, je mehr Sie zur Erhaltung dieser Einrichtung tun wollen.“

„Schön, sammeln Sie für den Mann, ich gebe zehn Mark!“ sagte Perler protzig.

Sprenck starrte den Sprecher eine Weile empört an und ließ sich dann in seinen Stuhl zurückfallen. Leise, nur seinem Nachbarn Illstedt vernehmlich, kam es von seinen Lippen: „Pfui!“

Schüchtern sagte der Steuerinspektor: „Lieber Professor, ich glaube, Sie verlangen da wirklich ein bißchen zu viel vom einzelnen. Einen Mann, der — na ja, unschuldig — direkt aus dem Gefängnis kommt, engagiert man doch nicht so vom Fleck weg. Vorurteil — richtig, aber das Vorurteil haben am Ende die anderen Angestellten auch und mögen nicht mit einem

Kollegen zusammen arbeiten, der — na, sagen wir mal, noch nach der Zelle riecht."

„Also beugen wir uns dem Vorurteil," sagte Sprenck bitter.

„Wir sollen's bekämpfen, sicherlich, aber —"

„Wir bekämpfen es lieber nicht und tun ihm zuliebe unrecht."

„Sie treiben Prinzipienreiterei, Professor," sagte Kronagel. „Das praktische Leben läßt uns manches nicht tun, was wir möchten. Ich zum Beispiel würde mein Haus dem jungen Mann sofort öffnen und damit ihn, wie ich glaube, in der guten Gesellschaft unserer Stadt wieder umgangsfähig machen, aber —"

„Aber?"

„Meine Frau hat Nerven. Sie bekäme ihre Anfälle, wenn ich's täte. Jetzt liegt sie sogar schon zu Bett."

„Dann sollte sie aufstehen, und wär's bloß zu dem Zwecke, der guten beispielgebenden Gesinnung ein Opfer zu bringen."

„Teufel, noch mal!" rief der Hauptmann zwischen Lachen und Entrüstung kämpfend.

„Grauer Theoretiker!" murrte der Apotheker.

„Wirklich zu viel verlangt!" rief der Steuerinspektor.

„Einfach verrückt!" brummte Perler.

„Stimmt!" bestätigte Göllner und schlug auf den Tisch.

Als sich der Sturm gelegt hatte, erklärte der Rechtsanwalt, welcher dem Gespräch als stiller, aber aufmerksamer Beobachter gefolgt war: „Es geht dem armen Teufel also wie einem Pockenkranken, er kann nichts dafür, daß ihn die Krankheit befiel und ihm häßliche Narben ins Gesicht zeichnete, aber die Mitmenschen meiden ihn, weil er häßlich gezeichnet ist. Sind wir

wirklich von den Grundsätzen der Nächstenliebe noch durchdrungen, wenn wir solch grausamer Stimmungsselbstsucht Raum geben?“

„Nein!“ Scharf, schroff und trotzig rief es der Professor.

„Aber das ist doch etwas ganz anderes,“ raffte sich Göllner auf. „Der Kranke kommt aus dem Krankenhause, Rähnisch aber hat — drehen wir's nach allen Seiten — doch gesessen.“

„Durch unsere Schuld, durch unsere kurzsichtige Dummheit!“ rief Sprenck.

„Aber, erlauben Sie!“ protestierte Göllner.

„Ich wüßte auch nicht —“ wandte Glatzke ein.

„Joseph, zahlen!“ schrie Perler.

„Jetzt wird's ungemütlich,“ flüsterte der Apotheker.

Alle vier gingen.

In der Tür kehrte sich Perler, der Ärgerlichste von ihnen, noch einmal um und rief: „Noch eines, Herr Professor, ein Wort, eine Frage. Uns haben Sie genug Moral gelesen. Was tun denn nun Sie für das Opfer menschlicher Grausamkeit?“

Er wartete keine Antwort ab, die Tür flog krachend ins Schloß.

Sprencks Auge flammte auf, dann nahm es wieder seinen stillen, träumerischen Glanz an. Ganz ruhig, ja freundlich sagte er zu Illstedt: „Sie sprechen ihn bald. Schicken Sie ihn zu mir, wenn er einen Menschen braucht.“

Neuntes Kapitel.

Doktor Grosse saß am Bette Barchfelds. „Gut geschlafen, lieber Freund?“ fragte er heiter.

„Ach nein, Herr Doktor, ich habe viel und aufregend geträumt. Wiederholt bin ich erwacht, weil

das Herz so heftig pochte, daß ich es wie Hammerschläge fühlte."

„Die seelische Folter des gestrigen Tages, Herr Barchfeld. Das ist erklärlich, aber es darf nicht so bleiben. Sie müssen Ruhe haben. Wir wollen Sie ganz gesund machen."

Barchfeld lächelte trübe. „Eigentlich ein recht zweckloses Bemühen, Herr Doktor," sagte er. „Ein verpfuschtes Leben bleibt's im besten Falle doch."

„So dürfen Sie nicht reden. Was Sie unbewußt im Banne einer Krankheit taten, die jede Willensäußerung ausschloß, ist vor Ihrem Gewissen und vor weltlichem Recht kein Verschulden, und was Sie dann bewußt getan haben —"

„War nichts als meine Pflicht und Schuldigkeit."

„Auch diese erfüllt zu haben, gibt Befriedigung."

„Aber es bleibt doch ein Menschenleben, das ich vernichtete."

„Gewiß, ich ehre diese Gesinnung, aber sie darf nur dort Gewalt über uns haben, wo die Tat nach dem Vermögen des Täters abwendbar war. Das war hier nicht der Fall."

„Verstandesrechnung, Herr Doktor! Das Herz widerspricht, und dies Herz hat wie im Fieber gearbeitet. Ach, daß ich damals eine halbe Stunde früher auf der Treppe zusammengebrochen wäre!"

Der Arzt nahm herzlich die Hand des Leidenden. „Sehen Sie, auch hier tun Sie sich selbst unrecht. Indem Sie Ihrem Freunde nacheilten, wollten sie Übles verhüten. Sie taten also bewußt etwas Gutes. Wer steht denn dafür, daß ihn nicht eine andere Stimmung, die des aufwallenden Zornes, faßte, wenn ihn Schiedler schnöde zurückwies, und daß dann wirklich geschah, was ihm mit Unrecht zur Last gelegt wurde? Dann würden

Sie beklagen, ihm nicht gefolgt zu sein, ihn nicht zurückgehalten zu haben."

„Das ist wahr," sagte Barchfeld nachdenklich.

„Wir Menschen," fuhr der Doktor freundlich fort, „können so selten abmessen, was in unserem Tun das Richtige, weil Zweckmäßige sein wird. Und Ihre Pflicht ist noch nicht beendet. Um sie zu beenden, bedürfen Sie entschlossener seelischer Kraft."

„Auch darin haben Sie recht, Herr Doktor, und ich will sie haben. Bis zur Vollendung meiner Pflicht muß ich sie haben. Es werden Wochen vergehen bis zu der gerichtlichen Beendigung des Verfahrens — nicht wahr?"

„Sicherlich."

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

„Selbstvertrauen und Ruhe, Freude an dem rechten und guten Vorsatz, dem Sie leben — weiter habe ich Ihnen nichts zu verordnen."

„Und wissen Sie etwas von Franz?"

„Nein, Herr Barchfeld."

„Er ist frei und bleibt frei?"

„Ja, ganz gewiß."

„Dann ist's gut!" Er lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Leise flüsterte er noch einmal: „Dank, vielen Dank für alles!"

Grosse erhob sich und ging.

Schwester Klara erschien und nahm leise am Fenster Platz. Sie wußte nicht, ob der Kranke schlief oder wachte. Nur einmal hörte sie ihn aufseufzen, aber der Seufzer klang nicht schmerzlich, sondern beinahe befreiend. Vielleicht im Traume. Sie nähte an einer Binde, die Äste der Baumwipfel vor den Fenstern schlugen knisternd aneinander, sonst war's still, feierlich und friedlich still.

Ludwig Barchfeld aber schlief nicht. Er überdachte noch einmal alles, was ihm der Doktor gesagt hatte, und beschloß, immer an den zu denken, um deswillen er leben mußte. Diese Pflichterkenntnis stärkte ihn wunderbar.

Im Vorzimmer war inzwischen Franz erschienen und von Grosse empfangen worden.

„Sie dürfen ihn sehen, Herr Rähnisch," sagte dieser, „obgleich ich Ihnen nicht verhehle, daß ein kleiner Rückschlag eingetreten ist. Sie müssen ihm ein fröhliches Gesicht zeigen, damit er den Eindruck gewinne, Sie dem Glücke wiedergegeben zu haben. So düster, wie Sie jetzt dreinschauen, darf ich Sie nicht vorlassen. Ihr Freund ist nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, aber in einer mittelbaren noch immer."

„Was ich muß, werde ich können."

Als sein Schritt an der Tür erklang, richtete sich Ludwig auf.

„Ich wußte, daß du es bist, Franz," sagte er freudig, „ich kenne den Schritt."

„Ja, ich bin's, Lieber. Nun, wie geht's?"

Er war ans Bett getreten und hatte die schmale Hand des Freundes genommen.

„Gut. Aber du, Franz, wie hast du alles gefunden?" Leiser setzte er, nachdem er die Anwesenheit der Schwester Klara bemerkt hatte, hinzu: „Grete?"

Schwester Klara hatte ihr Nähzeug zusammengepackt und ging hinaus.

Noch einmal, lauter, dringlicher fragte Barchfeld: „Grete?"

Franz rückte sich den Stuhl so ans Bett, daß er dem Freunde direkt gegenübersaß. „Ludwig, zum zweiten Male bin ich in letzter Stunde vor schwerem Unheil bewahrt worden. Um so freier, um so befreiter

bin ich jetzt. Deinen Gruß an Fräulein Lohoff habe ich nicht bestellt, konnte ich nicht bestellen, denn man ließ mich nicht vor. Der Stadtrat empfing mich; bei einem Glase Wein teilte er mir mit, daß seine Tochter sich soeben verlobe. Sprechen wir also nicht mehr davon."

„Verlobt — mit wem?"

„Ich weiß es nicht."

„Sprechen wir doch davon, Franz, denn mit einem Menschen mußt du reden über das, was dich in tiefster Seele bewegt, und sei's auch nur, damit du bestätigt erhältst, daß du recht tatest. Als ich dir gestern sagte: ‚Grüße sie von mir, wenn du sie findest, wie du hoffst' — da hast du den Zweifelsklang nicht beachtet, der in dieser Bedingungsform lag. Jetzt, lieber Franz, darf ich dir sagen, ich habe an diesem schönen, aber oberflächlichen Mädchen immer gezweifelt. Ich sah Grete Lohoff nicht mit den Augen der Liebe und deshalb unbefangener. Ich glaube dich zu einer wertvollen Erkenntnis beglückwünschen zu können, welchen Schmerz immer dir die Erkenntnis selbst auch bereitet haben mag."

„Ja, das darfst du. Gestern abend gab's noch einen Kampf, so eine Art Rückzugsgefecht der Eitelkeit, jetzt ist alles vorbei."

„Fertig?"

„Völlig und für immer!"

„So wird alles wieder gut werden," sagte Ludwig, und ein glückliches Lächeln umspielte die blassen Lippen, „alles das wieder gut, was ich in unselige Verwirrung brachte."

„Du?"

„Ja, ich, und du wirst meinem Andenken nicht grollen, Franz, du wirst es wieder liebgewinnen — nicht wahr?"

„Dein Andenken? Und wieder liebgewinnen? Liebbehalten für immer, Ludwig. Wir werden einst wie auf einen schweren Traum auf das Erlebte zurückblicken und sicherer und stärker zusammen der Zukunft entgegengehen."

„Ihr wollt mir alle Trost bringen — der Doktor, die Schwestern und du. Ihr seid gute Menschen und deshalb aus Herzensbedürfnis mitleidig, aber ihr fühlt den Wert des Lebens anders als ich."

Franz drückte die Hand des Freundes. „Wirst du noch lange im Bett bleiben müssen?" lenkte er ab.

„Ich weiß es nicht. Doktor Grosse sagte mir gestern, in einer Woche würde ich im Anstaltsgarten den Frühling bewundern, aber ich glaube, heute hätte er's nicht gesagt."

„Es ist so schön draußen, Ludwig."

„Dann und wann weht eine Ahnung davon durchs Fenster herein."

„Raff dich auf und wolle, dann wird's vorwärtsgehen."

„Gut, ich werde wollen. Aber wir reden von mir, als ob ich allein auf der Welt wäre, und ich lasse dich reden, trotzdem ich, hier still und einsam liegend, dein Kommen herbeisehnte, um dich so vieles fragen zu können."

„Was denn?"

„Was machst du jetzt, wo kann ich dich mit meinen Gedanken suchen?"

„Als ich heute erwachte, saß im weinumrankten offenen Fenster ein bunter Stieglitz und sang sein Morgenlied. Lange habe ich ganz stillgelegen, um ihn nicht zu stören. Als er wegflog, hatte ich das Gefühl, nun erst aus einem schönen Traum erwacht zu sein. Noch einmal genoß ich das ganze Behagen der

Freiheit, und dann verdoppelte ich dies Behagen noch durch das Wohlgefühl eigener frischer Wäsche. Ich empfand eine förmliche Rührung, daß mir die Familie Kraug, bei der nichts wegkommt, noch ein Hemd gelassen hatte. Ach, ich sage dir, ich war so froh, so versöhnlich! Ich hätte dem braven Johann, der gedankenlos mit meinen Pantoffeln an den Füßen heraufspaziert kam, auch noch meine Stiefel schenken mögen!"

Ludwig lachte. „Du kannst die Gesellschaft doch nicht um dich behalten."

„Wer weiß, vielleicht einigen wir uns über meine Möbel, Kleider und Wäsche noch. Wie gesagt, ich bin sehr nachsichtig gestimmt und habe Herrn Kraug, als er in meinen Pantoffeln auf dem Weinspalier herumstieg, sehr freundlich den Bast zugereicht. Hattest du noch mehr zu fragen?"

„Ja, Franz," sagte Barchfeld, plötzlich wieder ernst werdend. „Du wirst jetzt hinaufwandern zum Stephansplateau, nach der Güldenburg, vielleicht weiter bis zum Kaiserstein oder dem Kattenwall, wirst in deiner alten stillen Laube sitzen und lesen, wie wir's einst an Sonntagen gemeinsam trieben. So wird's gehen, bis der Sonntag zu Ende ist, und der Werktag wieder beginnt. Um den habe ich Sorge. Hast du dir schon einen Plan gemacht? Auf eine Wiederanstellung in der Bank rechnest du wohl nicht? Und dann, Franz, brauchst du Geld? Siehst du, so viele Fragen statt einer."

„Und ich will dir jede so beantworten, wie es deine freundschaftliche Teilnahme verdient. Ehrlich, ohne Winkelzug. Das Leben der nächsten Tage mag gewiß etwas von unserem einstigen Sonntagsprogramm haben, aber dazwischen auch recht ernste Ablenkung bringen. Das Wiederaufnahmeverfahren wird, wie ich voraussetze, mich manche Stunde in Anspruch nehmen. Heute

nachmittag will ich Illstedt aufsuchen und mich darüber vergewissern, wie weit ich mich überhaupt von Güldenburg entfernen kann, ohne vielleicht Störungen hervorzurufen. Was meinen Zukunftsplan anlangt, so bekenne ich offen, es widerstrebt mir noch, an ihm zu bauen, ehe auch der letzte Schatten der Vergangenheit gewichen ist. Auf meine frühere Stellung rechne ich nicht. Sie war bereits durch die Verleumdungen erschüttert, welche zum Zerwürfnis zwischen Schiedler und mir führten. Geheimrat Sarten ist nicht der Mann sentimentaler Anwandlungen, und ich bin nicht demütig genug, von solchen profitieren zu wollen. Also, das scheidet aus, ich werde etwas anderes suchen müssen."

„Zunächst bedarfst du der Erholung."

„Findest du's auch? Ja, es hat mich mitgenommen, die Kleider schlottern am Leibe, und ich muß für besseren Futterzustand sorgen. Das kann ich auch, denn ich war ein sparsamer Philister, habe niemals ganz verbraucht, was ich einnahm. Auf der Bank habe ich ein ganz nettes Konto. In Geldnot befinde ich mich also nicht."

„Das beruhigt mich," erwiderte Barchfeld, „beruhigt mich um so mehr, als ich dir verzweifelt wenig hätte helfen können. Müßte ich mich doch selbst erst an Verwandte wenden. Daß ich es aber mit Erfolg getan hätte, darfst du sicher sein. Aber wie viel besser ist es so!"

„Kann ich dir," begann Franz wieder, „irgendwie dienlich sein? Ich habe ja so viel Zeit."

„Das kannst du, denn mein Abschied aus den vier Pfählen war ja nicht minder plötzlich als deiner. Daß Frau Mühring mir monatelang meine Wohnung aufgehoben haben sollte, nehme ich natürlich nicht an, aber was aus all meinem kleinen Kram geworden ist, möchte ich wohl wissen."

„Ich will heute noch nachsehen und dir morgen Bericht erstatten.“

„Unter meinen Zeichnungen befand sich der Museumentwurf. Noch auf dem Reißbrett. An ihm liegt mir besonders.“

Franz schied von dem Freunde, selbst heiterer als bei der Ankunft und diesen heiterer zurücklassend.

Im Vorzimmer traf er wieder auf Grosse, und dieser begleitete ihn die breite Steintreppe hinab und durch den grünenden Vorgarten.

„Ich habe große Sorge,“ sagte er. „Der Sanitätsrat ist viel zuversichtlicher. Er meint, solch hagere Konstitutionen seien zäh. Mir aber flößt das Gerichtsverfahren mit seinen Aufregungen ernsthaft Kummer ein.“

„Ich danke Ihnen für die Offenheit, Herr Doktor, und darf Sie wohl bitten, daß Sie mich von jeder etwaigen Verschlimmerung in Barchfelds Befinden benachrichtigen?“

„Das soll geschehen, verlassen Sie sich darauf.“

Zehntes Kapitel.

Professor Sprenck ordnete die Blätter seines umfangreichen Manuskriptes und machte Notizen für das Inhaltsverzeichnis. Draußen rauschte ein warmer Frühlingslandregen, große Wasserperlen liefen an den Fensterscheiben herab.

Die altmodische Standuhr gab vier helle Schläge, die in weichen Tonschwingungen verhallten, da klang auch die Flurglocke.

Über Sprencks Gesicht huschte ein Schimmer des Behagens.

„Er kommt — bravo!“ knurrte er vor sich hin und sah erwartungsvoll nach der Tür.

Die alte Susanne war unterrichtet. Sie nahm

Franz Schirm und Überzieher ab und sagte: „Der Herr Professor erwartet Sie. Bitte, hier —“

Franz trat ein und verneigte sich vor dem Professor, der sich langsam aus seinem Stuhle erhob.

Ein seltsames Paar. So ähnlich und doch so verschieden.

Beide groß und schlank, hier die Hagerkeit des Alters, dort die unfertige Schmalheit der Jugend. Beide bleich, hier die Blässe der Studierstube und die Runenschrift der Jahre, dort die fahle, hohlwangige Physiognomie, die längere Haft zeichnet. Beide rasch und bestimmt in jeder Bewegung, beide mit offenem, festem Blick, aber hier scharfe, prüfende Forschung in den stahlfarbenen Augen, dort etwas von Sorge beschattetes Sinnen und Erwarten.

„Ich heiße Rähnisch, Herr Professor. Herr Rechtsanwalt Illstedt hat mir wiederholt und gestern besonders dringend empfohlen, bei Ihnen vorzusprechen, mir auch diese Stunde als Ihnen genehm bestimmt.“

Sprenck ging auf den jungen Mann zu und gab ihm die Hand. „Seien Sie willkommen und lassen Sie mich Ihnen zuerst mein Mitgefühl aussprechen an dem Schweren, das Sie haben durchmachen müssen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Professor.“

„Ja, ich wollte Sie sprechen und freue mich, daß Sie gekommen sind. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Er wies auf ein altmodisches grünes Muschelsofa, dessen teurer Samt schon stark verschossen war, und ließ sich selbst in einen der niedrigen Sessel fallen.

Franz folgte der Einladung.

„Ich habe keinerlei Recht,“ begann Sprenck, „mich Ihnen mit Rat oder Tat aufzudrängen, aber ich habe meinem Freunde Illstedt gesagt, wenn Sie in Ihrer besonderen Lage einen Menschen brauchen sollten,

schlichtweg einen Menschen, der das Unrecht der Welt haßt und es bekämpft, wo er kann, so möchten Sie zu mir kommen. Ich bin kein Mann der langen Umstände, was ich für angebracht, nötig, richtig halte, tue ich, und hier halte ich es für richtig, daß Sie den Kampf für Ihre Ehre aufnehmen."

„Das ist auch mein Wille."

„Sie sind noch jung, so werden Sie auch elastisch sein, und das ist gut; aber Sie sind jung und deshalb auch unerfahren, und das ist nicht gut. So biete ich denn Ihrem Willen und Ihrer Elastizität meine Erfahrung zum Bundesgenossen an. Sie haben allerlei demütigende Kränkungen erfahren, statt daß diese elende Genossenschaft der sogenannten Nächstenliebe ihr Unrecht durch verdoppelte Ehrerbietung gutzumachen versucht hätte."

Franz errötete.

„Illstedt hat mir's erzählt. Sie wären auch der letzte, der sich dabei zu schämen hätte. Das sollten die anderen, wenn sie dessen fähig wären. Nun gut, sie sind es nicht. Was haben Sie für den Kampf getan, von dem wir sprechen?"

Franz hielt den fragenden Blick ruhig aus. „Nichts," sagte er. „Ich bin vor mir selbst noch nicht frei."

Sprenck wurde zornig. „Noch nicht frei? Weshalb? Gibt Ihnen eine Formalität erst die Ehre wieder, welche Sie in Wahrheit niemals verloren haben, welche man Ihnen zu stehlen versuchte, die aber auch in der Gewalt des Diebes Ihr rechtmäßiges Eigentum blieb? — Junger Mann, Sie täuschen sich über sich selbst und über die Welt. Ihre Elastizität, die Ihren Jahren angemessene, ist noch gebrochen. Das läßt sich verstehen und deshalb verzeihen, der Welt aber wird Ihre Untätigkeit als Mangel an Ehrbewußtsein erscheinen. Wer

willig ein Kreuz trägt, wird drangeschlagen — das war zu allen Zeiten so. Wehren Sie sich mit Händen und Füßen, mit Nägeln und Zähnen. Der Wehleidige versinkt, der Trotzige bleibt oben. Vor allem schaffen Sie Ihre Vergangenheit aus der Welt!"

Franz Rähnisch zuckte zusammen und erhob sich. „Herr Professor, ich bin überzeugt, Sie meinen es gut. Aber Sie beleidigen mich mehr als jeder andere, der mir bisher entgegentrat."

Er ging zur Tür.

Der Professor blieb sitzen und sah ihm nach. Es spielte ein vergnügtes Lächeln durch die Züge des Alten. Als Franz die Hand auf den Drücker legte, sagte er: „Unter Männern kommt alles auf die Gründe an. Hören Sie die erst."

Franz kam nicht zurück, aber er öffnete auch die Tür noch nicht, als er sagte: „Die meines Abschieds habe ich Ihnen gesagt, so nennen Sie mir noch die Ihres verletzenden Tones zu jemandem, der Ihnen nichts getan hat."

Sprenck lachte über das ganze Gesicht. „Also doch kein Duckmäuser und Demütling! Das freut mich, junger Mann. Nehmen Sie wieder Platz, Herr Rähnisch, ich habe kein Recht, Sie zu beleidigen, und bitte ab, wenn ich unabsichtlich es getan haben sollte. Wie die Welt im allgemeinen und Ihr Schicksal im besonderen ist, gibt es für Sie aber wirklich erst eine Zukunft, wenn die Vergangenheit begraben ist."

Franz war zu seinem Platze gegangen, aber neben dem Sofa stehen geblieben. Da stand auch der Professor auf, öffnete ein Wandschränkchen und nahm ein kleines Mahagonikistchen heraus.

„Ein Friedenstabak auf das erste Scharmützel, junger Freund. Sie rauchen doch?"

Über das Gesicht des Gastes huschte ein Lächeln. Er konnte dem seltsamen Alten nicht gram sein, auch wo seine Sonderlichkeit verletzte. Er nahm eine Havanna.

„Schön," sagte Sprenck, „ich selbst ziehe die Pfeife vor." Damit schob er dem Fremden Feuerzeug, Zigarrenschere und Aschenbecher zu, sich selbst aber holte er eine frischgestopfte Pfeife. Beide bedienten sich, dann als Sprenck die erste Dampfwolke behaglich von sich blies, deutete er auf den verlassenen Sofaplatz und sagte: „Nun wird die Versöhnung mit Dampf vor sich gehen. Nikotin mildert den Menschenhaß — setzen Sie sich." Dann holte er ein dickes Album herbei und sagte: „Das hier enthält Bilder aus einer anderen, besseren Welt, es ist das Buch der ‚Waldmenschen'. Wenn ich mich genug geärgert habe über Selbstsucht, Bosheit und Kleinlichkeit der Menschen hier draußen, dann flüchte ich zu den Waldmenschen von Dinkelmühl. Die will ich Ihnen schildern, und wenn Sie denen sich verwandt fühlen, haben Sie eine neue Heimat."

Er schlug den Albumdeckel zurück und legte das Buch auf den Tisch. Seinen Sessel schob er näher heran und saß nun dicht neben Franz. Das vorderste Blatt zeigte sechs Bilder; das erste stellte einen weißhaarigen alten Mann mit ernst-freundlichen Zügen dar. Ein kurzgehaltener, weißer Vollbart umrahmte das intelligente Gesicht, aus den hellen Augen sprach gefestigter Wille und treues Beharren. Ein Kopf, bei dem man verweilt, weil er etwas bedeutet.

„Das ist August Sievert, mein Freund, der Generaldirektor eines ausgedehnten Waldbesitzes, den ich ererbt habe, von dessen Bewirtschaftung ich aber nichts verstand. So hat Sievert an meiner Stelle gewirtschaftet. Leider ist er noch älter als ich, zweiundsechzig Jahre, und fünfundsechzig hat er sich als letzte Grenze seiner

Arbeitsmühe gesetzt. Er schreibt mir's in jedem seiner Briefe. Und hier ist seine Frau. Wie hell auf einmal Ihr Gesicht wird, junger Freund! Ja, das ist die Sonne, wie sie Blumen aus der Erde lockt, das ist die aus Menschenliebe und Güte strömende Fröhlichkeit, welche uns anlächelt und schon im schwachen Abbilde selbst zur Fröhlichkeit zwingt. Ich habe Frau Sievert nie etwas befehlen hören und doch gebietet sie in Dinkelmühl unbeschränkt."

„Und dort —"

„Soll ich mich für ewig begraben lassen? So wollen Sie fragen. Ja und nein! Sie sollen ein Sanatorium der Seele finden, wie es auf Gottes weiter Erde kein zweites gibt, Arbeit, jene segnende Heilkünstlerin alles Menschenleides, und unbefangene Herzlichkeit guter, ehrlicher Freunde; aber Sie sollen dort nicht versauern und verbauern."

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie mich zum Gehilfen Ihres Generalverwalters in Dinkelmühl machen?"

„Vollkommen richtig — und doch wieder nicht vollkommen richtig, denn ich suche keinen Gehilfen, ich suche den Nachfolger Sieverts."

Franz erschrak. „Ich fürchte, daß ich dazu in meinen Jahren und mit meinen Kenntnissen nicht fähig bin."

„Daß Sie es noch nicht sind, sieht ein blindes Huhn bei Nacht, aber ich halte Sie für entwicklungsfähig. Auch ist's ja nur ein Versuch nach zwei Seiten. Sie tauchen unter, und ich probiere, was Sieverts Lehrkunst aus Ihnen macht. Schlägt die Probe fehl, trauern wir beide, aber das ist das Wagnis aller Proben."

„Also?" fragte nun Franz kurz und bestimmt.

„Also werden wir einig, was nicht heute zu geschehen braucht, so gehen Sie zunächst auf zwei Jahre

an eine Hochschule, um Landwirtschaft und Forstkultur zu treiben, und dann ein Jahr nach Dinkelmühl, um bei Sievert als Gehilfe, mit der Aussicht auf die Amtsnachfolge, praktisch zu lernen."

Franz wollte eine Einwendung machen.

Der Professor aber winkte ab. „Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit der Aufdrängung eines Almosens beleidigen will. Sie sind in diesen Dingen stolz und empfindlich, das merkte ich bereits, und das freut mich. Aber ich lege nur aus. Glückt der Versuch, so zahlen Sie mir von Ihrem Gehalte als Generaldirektor meine Auslagen auf Heller und Pfennig zurück."

„Und glückt der Versuch nicht?"

„Dann haben Sie mir drei Jahre Ihres Lebens für mein Experiment geopfert, und das ist mehr, als für mich ein paar tausend Mark bedeuten. Aber ich denke, es wird glücken, und dann habe ich der Welt ein böses Spiel verdorben, einem Menschen, der mir gefällt, einmal etwas Liebes getan."

So schieden sie als wirkliche Freunde, soweit nicht der Altersunterschied mehr das Verhältnis des Sohnes zum Vater bedingte.

Als Franz die Talpromenade hinunterstieg, lag die Stadt im Mondglanz vor ihm, hell stand die Sichel am Himmel, der Regen hatte aufgehört, nur da und dort noch zog zerfetztes Gewölk vorüber. Der Weg war durchweicht, überall standen blinkende Pfützen, und am Wegesrande gurgelte der kleine Bergbach übermütig laut. Franz blieb stehen und schaute auf die vertraute Heimat. Die sollte er verlassen! Und nicht um einer Reise willen, die Abwechslung bringt — nein, um nie mehr wiederzukehren, um vor ihr zu fliehen. Der Ernst dieses Gedankens ging ihm immer mehr auf, immer wuchtiger, immer weher. Freilich, die

Heimat selbst peinigte ihn, sie schied sich gewissermaßen von ihm, aber durfte er sie lassen, durfte er einer angstvollen Verzagtheit wegen die Brücken abbrechen, die zur Jugend führten? O, er sah es, die eine führte über einen grauenvollen, finster gähnenden Abgrund, über die Qualzeit, welche er in fürchterlicher Steigerung dort drüben leiden mußte, wo der schwarzgraue runde Turm heroisch emporwuchs. Aber über jenem Abgrunde, dem Erinnerungsblicke in voller Klarheit erkenntlich, lag eben doch die Jugend und ihr unersetzliches Heimatsglück.

Was jener wohlmeinende Helfer von Dinkelmühl und seinem Waldeszauber erzählt hatte, was war es denn anders gewesen als Heimatsglück? Eingewurzelt im heimischen Boden wie Baum, Strauch und Blume, wurden die Menschen ihm zu eigen, und er ihnen. Keine Gemütsregung des Deutschen geht tiefer als die Heimatsliebe, und wer es recht empfindet, weiß, daß er mit der Heimat eine Mutter verliert.

Freilich — das neue Leben lockte glanzvoll. Aus Demütigung und Erniedrigung konnte er emporwachsen zu einem Herrscherdasein voll schöpferischer Ideen und voll großer Ziele. Aber das Herz blieb hier, und ob es sich lohnte, ohne Herz in jene neue Welt zu streben, vielleicht Reichtümer zu erringen, aber seelisch arm zu sein?

Er sann und sann.

Und wie sein Blick weiter schweifte, blieb er an einem langen grauen Gebäude haften, aus dessen öde gleichmäßiger Fensterreihe das Mondlicht zurückblitzte.

Dort lag Ludwig.

Ihn sollte er verlassen, den Hilflosen, der in höchster Not seinen Freund nicht verlassen hatte?

Franz ging in schweren Zweifeln heim. Aber als

er die Haustür öffnete, war er entschlossen, dem Professor abzuschreiben.

Elftes Kapitel.

Frau Lisbeth Lohoff war niemals eine verträgliche oder auch nur leicht erträgliche Dame gewesen, aber jetzt, seit acht Tagen, hatte sie, wie ihr sanft gearteter Gatte sich im Vertrauen selbst zuflüsterte, den Teufel im Leibe.

Ein ununterbrochenes Gewitter herrschte im häuslichen Kreise, und der Stadtrat hielt sich daher diesem Kreise so fern wie möglich. Der Stammtisch in der „goldenen Elster" wurde seine stete Zuflucht.

Und die Schuld an aller häuslichen Unbehaglichkeit trug Grete.

Was war aus diesem, dem mütterlichen Willen bisher so fügsamen Kinde geworden!

Am Nachmittage des Tages, da der Assessor den Strauß roter Rosen hinterließ, erschien Frau Steuerrat Florentine Peters mit ihrem Töchterchen Agnes. Durch den Fensterspion hatten sie den blumenbeladenen Freier über den Markt wandern und im Lohoffschen Hause verschwinden sehen. Sein Besuch, sein Anzug — nun, sie wollten und mußten hören, wie glücklich das reizende Bräutchen sei, und wann die Verlobungskarten versandt würden.

So intim, wie man stand, war das doch selbstverständlich.

Aber — und da fing der Skandal an — Grete ließ sich nicht sehen. Sie verharrte in ihrem Zimmer und erwiderte der ärgerlich drängenden Mutter, sie verbitte sich solch aufdringliche Glückwünsche, die guten Freunde und getreuen Nachbarn sollten abwarten, bis man sie benachrichtige.

Frau Lisbeth bestellte dies natürlich nicht, ebensowenig, daß sie die Weisung höchst respektwidrig durchs Schlüsselloch erhalten hatte, sondern log mit schmelzender Dankbarkeit für die liebevolle Anteilnahme, daß Grete zu leidend sei, um auch nur die beste Freundin zu empfangen; hoffentlich aber stelle sich bald, vielleicht morgen schon, eine solche Besserung ein, daß sie sich bei der Frau Steuerrat und bei der geliebten Agnes selbst bedanken könne.

Ganz gerührt zogen die Gratulanten ab. Dafür aber kamen andere, denn Frau Steuerrat Peters genoß nicht unberechtigt des Rufes, daß ihr im Neuigkeitsvertriebe niemand über sei.

Frau Lisbeth hatte schwere Mühen, fernere Angriffe teilnahmtiefer Neugier diplomatisch abzuwehren, aber sie tröstete sich mit der Zuversicht, daß es sich ja nur um einen kurzen Aufschub handle. Ja, sie war unvorsichtig genug, dies besonders leidenschaftlichen Gratulanten gegenüber stark zu betonen.

Hier sollte sie den schlimmsten Kummer erfahren.

Am folgenden Tage war der Assessor mit neuer, noch kostbarerer Blumenlast erschienen, Grete aber erklärte kurz und bündig, sie sei noch nicht im stande, einen Besuch anzunehmen oder auch nur den Zeitpunkt für einen solchen zu bestimmen.

Meißner verließ diesmal erheblich bedrückter das Lohoffsche Haus, und Frau Lisbeth forderte gleich darauf bei Grete gebieterisch Einlaß. Als sie drohte, die Tür erbrechen zu lassen, wurde der Riegel endlich zurückgeschoben, und die Mutter stand der Tochter gegenüber.

„Was soll das heißen, Grete?“ war ihre erste und sehr energische Frage.

Grete stand mitten im Zimmer. Dem zornigen Blicke der Mutter setzte sie einen sehr festen und ruhigen

entgegen. Sie glichen sich in diesem Augenblicke auffallend, wieviel schöner und geschmeidiger auch die Tochter aussah.

„Antworte mir, was soll diese Dummheit? Wie kannst du es wagen, dich vor mir, vor deiner Mutter, einzuschließen?“

„Vielleicht hätte ich es schon früher tun sollen,“ erklärte das unbotmäßige Kind.

„Grete!“ Frau Lisbeth war aufgezuckt, als hätte sie ein Schlag getroffen.

„Ja, Mama. In den einsamen Stunden, zu denen ich mich selbst verurteilt hatte, ist mir das klar geworden, und ich denke, die Tochter soll gegen ihre Mutter wahr sein.“

„Aber nicht frech!“

Grete sah wieder starr ins Leere und sagte nur: „Nein, gewiß nicht.“

Die Mutter suchte ihre gewohnte Überlegenheit zurückzugewinnen. „Laß jetzt all die Faxen und antworte, wenn ich frage.“

„Ja, Mama.“

„Was also soll das alles bedeuten? Du spielst die Kranke und bist nicht krank?“

„Bettlägerig nicht.“

„Auch sonst nicht!“

„Bist du dessen ganz gewiß, Mama? Mir ist's, als sei ich lange recht krank gewesen.“

„Unsinn! Was soll dir fehlen?“

Grete schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Wenn ich das ganz genau wissen werde, will ich dir's sagen. Bis dahin eben wollte ich allein sein.“

„Das ist ja heller Wahnsinn!“

„Nun, da hättest du ja eine Krankheit. Vielleicht stimmt's. Aber hoffentlich ist sie noch heilbar.“

„Mädel, ich verbitte mir alle Witze. Deine Mutter spricht mit dir, und es handelt sich um ernste Sachen. Du bist verlobt. In welchem Lichte aber zeigst du dich dem Manne, der dich heiraten soll!“

„Verlobt? Ja, Mama, auch darüber habe ich viel nachgedacht. Dabei belügt man sich doch eigentlich furchtbar. Jeder zieht sein Sonntagskleid der Seele an, in dem er nicht ewig herumlaufen kann, und das Ende wird eine sehr schmerzliche Enttäuschung werden.“

„Grete, was sind das für Gedanken! Wie kommst du überhaupt auf solch verrücktes Zeug?“

„Ist das verrückt? Es ist wahr, Mama, bis heute habe ich mir überhaupt keine Gedanken gemacht, also auch keine verrückten. Ich war eben nie allein, ich hatte gar keine Zeit dazu. Aber jetzt ist's so wunderlich über mich gekommen, und da mußte ich denken — über vieles, über sehr vieles. Mir scheint, man sollte die Menschen von Zeit zu Zeit ein paar Tage einsperren, damit sie sich einmal gründlich mit sich selbst beschäftigen müßten.“

„Genug mit dem Geschwätz! Dazu bin ich nicht hierher gekommen. Ich will ernsthaft mit dir reden, will Rechenschaft haben. Warum blamierst du dich und uns vor deinem Verlobten? Wie konntest du ihm vorgestern dein Jawort geben, wenn du dich heute benimmst, als ob du ihn gar nicht willst?“

„Das ist wahr, darüber muß ich mich verantworten. Soweit ich's bis jetzt vermag, sage ich: ich habe bisher in einem Taumel der Gedankenlosigkeit gelebt, dessen ich mich schäme.“

„Du solltest dich lieber schämen, so launisch zu sein. Machen wir ein Ende! Ich befehle dir, herauszukommen und dich vor der Öffentlichkeit so zu benehmen, wie es

sich für ein wohlerzogenes Mädchen deines Standes schickt. Ich befehle dir, daran zu denken, daß du verlobt bist und auch auf deinen Verlobten Rücksicht zu nehmen hast. Solange du im Elternhause weilst, sind wir vor der Welt für dein Gebaren mitverantwortlich. Wenn Erwin morgen kommt und —"

„Erwin?"

„Gewiß! Soll ich vielleicht sagen: der Herr Assessor und Leutnant der Reserve Meißner, wenn ich von meinem Schwiegersohne rede?"

Grete biß sich trotzig auf die Lippen und schwieg.

Frau Lohoff fuhr energisch fort: „Wenn also Erwin morgen kommt, wirst du ihm dein Bedauern aussprechen, daß er sich zweimal in seiner liebevollen Sorge umsonst bemüht hat."

„Nein, Mama, das werde ich nicht. Ich erblicke darin nichts Besonderes. Liebt er mich, so ist die Sorge selbstverständlich, liebt er aber nur Vaters Geldschrank, so mag —"

„Grete!" schrie die Mutter auf.

Diese lächelte schmerzlich. „Ja, auch darüber habe ich in der Einsamkeit nachgedacht. Früher noch nie. Deshalb war's aber auch jetzt die höchste Zeit. Sieh, Mama, ich habe für mein bisheriges launisches Gebaren, wie du es nennst, noch niemals jemand mitverantwortlich gemacht, ich habe mir immer eingebildet, all die Gleichgültigkeit für ernste Fragen, all die Selbstsucht, welche nur an eigene Annehmlichkeit dachte, allein verantworten zu müssen. Nachdem aber durch mich schweres Unglück über andere Menschen gekommen ist, ist mein Gewissen erwacht. Deshalb findest du mich so verwandelt, deshalb wollte ich noch für mich allein sein, um mit mir ins reine zu kommen. Bin ich das erst, so werde ich auch handeln — das weißt du."

„Das heißt? Willst du vielleicht den Assessor fragen, ob er dich liebt oder Papas Geldschrank?“

„Wenn ich's nicht anders ergründen könnte — gewiß. Oder meinst du, daß man damit besser bis nach der Hochzeit wartet?“

Die empörte Mutter verschmähte fernere Verhandlungen. Sie sagte kurz: „Der Assessor steht vor einer großen Laufbahn. Du wirst noch einmal glücklich sein, daß deine Mutter dich vor deinen heutigen Schrullen gerettet hat. Jetzt komm heraus. Papa wird dich auch sprechen wollen.“

Grete fügte sich. Sie folgte der Mutter ins Wohnzimmer und setzte sich still in ihre Fensternische. Auf irgendwelche Erklärungen ließ sie sich nicht mehr ein.

Als die Sonne sank, trat sie in das Privatkontor ihres Vaters.

Der wandte sich überrascht auf seinem Sessel und sah sie erwartungsvoll an. „Nun, fühlst du dich wohler, mein Kind?“ Er ging ihr entgegen und legte die Hand auf ihren Kopf. „Es ist recht, daß du zu mir kommst.“

„Störe ich dich?“

„Gar nicht.“

„Darf ich dich etwas fragen?“

„Bitte.“

„Papa, du bist es gewesen, im Gegensatz zur Mutter, dem Meißner nicht so recht willkommen war —“

„Aber, Kind!“

„Er hat es selbst bemerkt, und ich habe es deutlich empfunden.“

„Na ja, dann —“ Der alte Herr kratzte sich verlegen auf der Glatze.

„Willst du mir den Grund nicht sagen? Ich bin bei einer strengen Prüfung meiner selbst, und da brauche ich deine Antwort.“

Lohoffs Gesicht hellte sich auf. „Donnerwetter, Mädel — willst du ihn am Ende laufen lassen? Aber die Mama, die Mama!“

„Ich bat dich zunächst um Beantwortung einer Frage, Papa.“

„Ach so — ja, richtig. Ja, sieh mal, Kind, das ist so 'ne Sache. Dagegen, daß du dich verlobst, hab' ich natürlich gar nichts, aber gerade der Tag und der Mann — sieh mal —“

„Gerade der Tag? Was heißt das?“

„Vorgestern! Aber erst eine Frage meinerseits.“

„Nun?“

„Liebst du den Assessor sehr, so richtig, so unmenschlich?“

Gretes Gesicht überflog ein Schimmer der alten Schalkhaftigkeit. „Ich glaube, darüber wäre ich berechtigt, die Auskunft zu verweigern. Aber ich will's nicht. Meine Antwort ist: Ich weiß es noch nicht.“

„Was?“

„Genügt sie dir nicht?“

„Aber das —“

„Das hätte ich mir vorher überlegen sollen — sehr richtig, Papa! Ich habe eben bisher überhaupt nichts überlegt. Aber was war's mit dem Tage, mit dem vorgestrigen Tage? Du betontest das so seltsam.“

„Ich werde wieder zuvor eine Frage stellen müssen.“ Der alte Herr sah an die Decke. Leise fragte er: „Hast du Rähnisch aufrichtig geliebt?“

Grete erblaßte. „Ich habe geglaubt, ihn so zu lieben.“

„Hm — und da konntest du vorgestern, an dem Tage — in der Todesnacht — —! Sieh, Kind, das hab' ich nicht begriffen, das hat mich schaudern lassen.“

Eine lange Pause trat ein.

Grete sah starr vor sich hin. Endlich brach sie das Schweigen. „Du hast recht!“

Wieder war's still, und wieder sprach nach einer Weile Grete zuerst — rasch, leidenschaftlich.

„Aber ich habe nichts empfunden, nichts gewußt, mir keine eigene Rechenschaft gegeben wie heute. Ich habe getan, wie ich sollte, ich habe nicht gedacht, ich habe niemals gedacht. Unser Ansehen sollte es erfordern, die Mutter drängte, der Assessor warb so stürmisch — da habe ich mich treiben lassen. Aber, Papa, heute fühle ich's: du hast recht!“

„Kind, für diese Worte danke ich dir, du hast ein gutes Herz.“

„Nun deine andere Frage nach dem Mann! Hältst du den Assessor für einen Streber, der nur aufs Geld spekuliert?“

„Liebste Grete, wer sieht in die Herzen! Könnte schon sein. Bei so plötzlicher Liebe zu einem reichen Mädchen kommt man auch auf solche Gedanken. Aber das meinte ich zunächst nicht.“

„Was dann?“

„Der Assessor war eigentlich der, welcher Rähnisch dem Schafott überliefert hat.“

„Papa!“

„Das wußtest du nicht?“

„Nein. Rampoldt vertrat die Anklage, ich habe selbst seine Rede gelesen.“

„In der öffentlichen Verhandlung — gewiß. Aber der Assessor trug Stein um Stein für den Bau der Anklage zusammen. Wenn Franz Rähnisch unterm Beil gestorben wäre, so wäre es Meißners amtliches Verdienst gewesen.“

Grete hatte sich in die Sofaecke sinken lassen. Sie schlug die Hände vors Gesicht, dann barg sie Gesicht und Hände in die Polsterlehne und schluchzte.

Lohoff fühlte tiefes Mitleid. Er ging zu der Zusammengesunkenen und sagte innig: „Du hast es nicht gewußt — das ist gut, das ist gut! Mir ist's, als würde mir mein Kind wiedergeschenkt. Meine Grete, meine gute Grete! Das hat zwischen mir und jenem Manne gestanden, Grete, und auch zwischen dir und mir."

Gretes Körper zitterte. Aber es war nur ein Augenblick. Jetzt richtete sie sich auf. „Wahrhaftig, Papa, bei meiner Seele Seligkeit, das hab' ich nicht gewußt! Er hat mir nie etwas gesagt. Warum hat er mir wohl nie etwas davon gesagt?"

„Kind, das ist doch kein Thema für Liebesgespräche."

„Aber wenn er annahm, daß ich es wußte, was muß er von mir gedacht haben! Wie könnte er mich noch achten! Und dabei will er mich doch zur Frau! Papa, willst du mir eine große Liebe tun, für die ich dir ewig danken werde?"

„Ja, Kind, gern — sehr gern."

„Dann frage ihn morgen beiläufig, ob er nicht gewaltigen Respekt hätte vor der Seelenstärke einer Frau, die sich's nicht anfechten ließ, daß der zweite Geliebte ihrem ersten so schweres Schicksal bereitet hatte."

Der Stadtrat schüttelte bedenklich den Kopf. „Liegt dir so viel daran?"

„Alles, Papa."

„Na, dann will ich tun, was du willst. Und wenn er begeistert ja sagt? Aber du wirst ihn ja selbst hören."

„Ich werde ihn nicht selbst hören. Für ihn bin ich noch nicht gesund. Liebster, guter Papa, du glaubst mir, daß ich so herzlos, so ruchlos nicht war, als es scheinen mußte, du glaubst mir's?"

Sie hing an seinem Halse und legte den Lockenkopf an des Vaters Brust.

Dem schwoll das Herz höher vor Freude. Er hob sanft den Lockenkopf empor und küßte die vollen roten Lippen.

* * *

Am anderen Morgen hatte der Stadtrat eine kurze Unterredung mit dem Assessor, der wieder einen Rosenstrauß überbracht hatte, dann eine noch kürzere mit seiner Tochter.

Und jetzt sah er auf seine Uhr. „Dreiviertel zwölf!" Durch die halbgeöffnete Tür rief er in den Nebenraum: „Ich fahre nach den Speichern, falls jemand nach mir fragt."

„Jawohl, Herr Stadtrat!" klang's von drinnen.

* * *

Vater Lohoff hatte sich verfrüht in Sicherheit gebracht. Grete ging in anderer Reihenfolge vor. Zunächst schrieb sie in ihrem Zimmer einen Brief. Er war kurz und lautete:

„Geehrter Herr Assessor!

Nach reiflicher Prüfung, die ich allerdings zeitiger hätte vornehmen sollen, kann ich Sie nicht lieben und erwarte auch nicht, von Ihnen geliebt zu werden. Diese Erkenntnis ist unumstößlich.

Grete Lohoff."

Sie schloß diese Willensäußerung in einen Briefumschlag und trug ihn selbst nach dem am Hause befindlichen Postkasten.

Dann fand sie sich zum Mittagstisch ein. Forschend ging des Stadtrats Blick von der Tochter zur Mutter, von der Mutter zur Tochter.

Beim Kaffee erst sagte Grete in ernstem, aber ruhigem Tone: „Mama, ich bin zu einem festen, unabänderlichen Entschlusse gekommen. Ich werde mich

mit dem Assessor nicht verloben und habe ihm darüber bereits Mitteilung gemacht."

Das war nun freilich der Funke im Pulverfasse, und der gute Stadtrat war aller Schlauheit zum Trotz mitten in die Katastrophe geraten. Ein Entfliehen gab's nicht, und wenn auch Grete entschlossen den eigentlichen Kampf aufnahm, für ihn selbst gab es noch genug Kugeln, die trafen.

Gretes Feldzugsplan aber bewährte sich, denn der Brief war in den Händen des Adressaten, und seine Klarheit spottete jeder Umdeutung.

Frau Lisbeth Lohoff erschöpfte das ganze Arsenal ihres Grimmes. Sie schalt und weinte abwechselnd, sprach sogar von Scheidung, weil ein Vater, der diese bodenlose Dummheit einer ungeratenen Tochter nicht verhindert habe, ihr keinen Halt und Schutz fürs Leben bieten könne. Sie erklärte, mindestens ein Jahr mit Grete außer Landes gehen zu müssen, da in Güldenburg keine Katze sie mehr ansehen werde.

Schließlich wurde aber aus der Scheidung nichts und nichts aus der Abreise. Freilich ungemütlich, höchst ungemütlich war's im Hause des Stadtrats.

Zwölftes Kapitel.

Der Staatsanwalt war am Ende seiner Ausführungen angekommen. „In furchtbarer Gewalt hat uns dies Ereignis gelehrt, wie hinfällig alle Menschenweisheit ist, wie der strafenden Gerechtigkeit letzter Schluß bei einem Höheren steht, dem es vorbehalten bleibt, unsere Hand zu lenken. Wir fühlten unser Gewissen rein, wir glaubten der beleidigten Menschheit ihre Sühne, dem Verbrechen sein Recht zu geben — und irrend mit unseres Wissens Stückwerk hätten wir beinahe selbst ein schweres Unrecht begangen. Unser

Gewissen war rein, das der Richter, das der Geschworenen, das des Anklägers — und doch würden wir, wenn das Richtbeil bereits niedergefallen wäre, ehe wir des Fehlurteils inne wurden, jeder einzelne sein Leben lang unter der dumpfen Gewissenslast gestanden haben, welche nun erst von uns weicht, da dem Unschuldigen Leben, Freiheit und Ehre wiedergegeben werden kann.

In heißem Danke zu Gott, der das Menschenschicksal lenkt, bringen wir der menschlichen Gesellschaft ein Mitglied zurück, dem sie nun in schuldiger Anerkennung seines Anspruchs, in tiefem Mitleid mit widerrechtlich auferlegten Qualen doppelt innig seine Zugehörigkeit bekunden mag. Ich beantrage also, den Herrn Franz Nikolaus Paul Rähnisch freizusprechen, der Staatskasse aber alle Kosten, auch die seiner Verteidigung, aufzuerlegen.“

Die dichtgedrängte Zuhörerschaft rief stürmisch Beifall. Der Vorsitzende wehrte dem nicht.

Als der Jubel sich gelegt hatte, sprach Illstedt. Eindringlich, herzlich, ergreifend. Er schilderte die Qualen des unschuldig Leidenden, mahnte noch einmal die Mitwelt an ihre heilige Pflicht, mit dem Unglück nicht nur Mitleid zu haben, sondern an die höhere Pflicht der Liebe, der Menschlichkeit zu denken. Nicht der Schatten eines Zweifels mehr dürfe auf dem Manne ruhen, der so Furchtbares erlitt, und der allerdings, wie der Volksmund tückisch grausam flüstere, „gesessen“ habe. Eine zu Unrecht verbüßte Haft sei ein Märtyrertum, keine Entehrung, aufrechten Hauptes werde ein Märtyrer aus diesem Saale gehen, und er, der Verteidiger, sei der erste, der ihm die Hand reiche, der vor der Tragik des Unglücks und vor der Standhaftigkeit unbescholtener Tugend den Hut ziehe. Und noch einen nenne er mit

Ehrerbietung, einen anderen Unglücklichen, der hier gezeigt habe, daß die Treue, die Freundestreue kein leerer Wahn sei, den nur tödliche Umnachtung gehindert habe, den ganzen fürchterlichen, in seinen letzten Folgen glücklicherweise verhüteten Irrtum sofort aufzuklären. Ein Kranker, ein Unglücklicher, aber ein Freund ohne Zittern und Zagen, ein Mann der Pflicht bis zur Selbstaufopferung.

Illstedt schloß natürlich mit der Bitte, dem Antrage der Staatsanwaltschaft beizutreten.

Franz hatte bleich und bebend dagesessen. Er hörte nichts von alledem, was die beiden Männer über ihn sprachen, ihn rührte der Jubelgruß der Hörer nicht, die ihm, schon vor Spruchverkündigung der Geschworenen, Heimat und ehrlichen Namen wiedergeben wollten, seine Gedanken weilten bei Ludwig Barchfeld, und nur als Illstedt dessen erwähnte, fuhr er empor, seine Wangen röteten sich, und aus den Augen brachen ihm Tränen.

Dort hatte er gestanden. Nur kurze Zeit gestanden, dann war er in den Sessel zurückgesunken, den der Vorsitzende ihm hatte hinstellen lassen. Klar, bestimmt, einfach und unwiderlegbar schlüssig hatte er den Beweis der eigenen Schuld geführt, und mit einem glücklichen, grüßenden Lächeln nach der Anklagebank endete er.

Wie ein verklärender Glanz lag die Freude der Pflichterfüllung auf seinem Gesicht. Dann trugen ihn Krankenwärter unter sorgfältiger Aufsicht des als Zeuge anwesenden Doktor Grosse im Stuhle hinaus.

„Herr Rähnisch, wünschen Sie selbst noch das Wort?“ fragte da der Präsident.

Er schüttelte den Kopf.

Die Rechtsbelehrung der Geschworenen erfolgte.

Wozu das alles noch? dachte Franz. Es ist ja doch leere Form, und indessen starb vielleicht der treueste und liebste Mensch, den er noch auf Erden hatte.

Die Geschworenen zogen sich zurück. Einige Minuten dauerte die Wahl des Obmannes, der den Spruch zu verkünden hatte, und diese Minuten wurden Franz zu Stunden. Sein Blick schweifte über die Menge der Zuschauer, und dort in der Ecke, einen Kreis um Hauptes-länge überragend, gewahrte er das Gesicht des Professors. Ernst schauten die großen, stahlblauen Augen unter den grauweißen, buschigen Brauen hervor, und der lange, graue Bart lag auf der breiten Brust auseinandergezerrt.

Franz war's, als nicke der Kopf des Alten, aber da ging eben die Tür des Beratungszimmers auf, die Geschworenen erschienen, und der Obmann sprach das Nichtschuldig aus.

Jeder im Saale hatte es erwartet, jeder gewußt und doch wirkte es mit magischer Gewalt. Im Zuhörerraum wogte es empor, und abermals brach Beifall aus.

Der Präsident erhob sich. Ein Blick nur war von ihm mit den Beisitzern getauscht worden, dann verkündete er das Urteil, und Franz sah, wie der Gerichtsdiener das Pförtchen des Verschlages öffnete.

Er trat hinaus.

An der Schranke des Zuhörerraums streckten sich ihm hundert Hände entgegen, er beachtete es nicht, man rief ihn mit Namen, er hörte es nicht.

Was war denn anders geworden? Weshalb kannte man ihn denn jetzt auf einmal, und wie lange würde die Stimmung vorhalten, die die schwungvolle Beredsamkeit Rampoldts und Illstedts entzündet hatte? Bei wem noch dazu? Bei den Hörern hier! Da draußen

die Welt, die blieb, wie sie war, ungerührt, teilnahmlos. Ihn aber lüstete es jetzt nicht nach Glückwünschen, er wollte wissen, wie es mit Ludwig stehe, und so stürmte er eilig davon.

In der Nähe des Gerichtsgebäudes begegnete ihm eine leere Droschke. Franz riß den Schlag auf, bot dem Kutscher doppeltes Fahrgeld für verdoppelte Schnelligkeit, und sofort jagte der Wagen mit ihm dem Krankenhause zu.

An der Einfahrt, die der Pförtner erst öffnen wollte, als der Wagen hielt, sprang Franz heraus und eilte durch das immer offene Fußgängerpförtchen. In der Hast des Vorwärtsschreitens nur fragte er den Beamten: „Was macht Herr Barchfeld?"

Jener zuckte die Achseln. Er wußte nur, daß die Bahre mit ihm vor einer halben Stunde hinaufgetragen worden war.

Franz stieg die Treppen empor. Er kannte ja bereits die Räume, und die Bediensteten kannten ihn.

Schwester Klara lief ihm in den Weg. Die hielt ihn fest. „Bleiben Sie, Herr Rähnisch. Sie dürfen jetzt unter keinen Umständen hinein. Gleich nach der Rückkehr ist der Sanitätsrat und der zweite Assistent geholt worden, und alle drei sind jetzt um den Kranken beschäftigt."

„So schlimm ist's!" stöhnte Franz.

„Ja, sehr schlimm. Doktor Grosse und ich haben dem Sanitätsrat immer gesagt, er solle die Vernehmung vor Gericht nicht gestatten, aber er hielt unsere Besorgnis für übertrieben, und Herr Barchfeld bestand ja auch darauf. Es war, als sammle er mit gewaltiger Willenskraft alle Lebensenergie für diese Stunde, und er regte sich schrecklich auf, wenn Doktor Grosse andeutete, das Protokoll genüge doch auch, und es sei

ja über den Ausgang nicht der geringste Zweifel. Es mußte ihm schließlich nachgegeben werden, und freudig, als ginge es zum Feste, fuhr er heute morgen ab. Die Rückkehr war um so trauriger. Auf dem Flur des Gerichtsgebäudes schon packte ihn ein epileptischer Anfall, gräßlicher als jeder bisherige, und in völligem Starrkrampf hoben wir ihn vorhin von der Tragbahre."

„Was sagen die Ärzte?"

„Doktor Grosse war völlig hoffnungslos, der Sanitätsrat glaubt freilich noch immer, ihn durchbringen zu können."

„Und Sie, Schwester Klara?" forschte Franz angstvoll.

Die Pflegerin lächelte. „Ich, Herr Rähnisch — ich bin doch kein Arzt!"

„Aber eine erfahrene Pflegerin. Und Ihr Urteil?"

Da ergriff Schwester Klara die Hand des Fragers und sagte traurig: „Ich glaube, Doktor Grosse wird recht behalten."

Franz erschrak nicht mehr, ihm wurde so seltsam, als empfinde er überhaupt nichts mehr. Still saß er da, und einen Augenblick nötigte ihn der stumpfe Druck zu einem Vergleiche mit jener Nacht, da er die Stunden zählte bis zum eigenen Tode. Ihm hätte das Herz aufjubeln müssen über die Entscheidung dieses Tages, aber es kam ihm vor, als liege die Verhandlung weit zurück, und als warte er nun auf des Freundes Tod wie damals auf den eigenen — fühllos, hoffnungslos.

Da wurden im Nebenzimmer Stimmen laut.

Schwester Klara trat zu ihm. „Die Ärzte, Herr Rähnisch!" sagte sie.

Doktor Grosse erschien in der Tür.

„Ist er tot?"

Grosse trat auf ihn zu. Er schüttelte den Kopf.

„Er schläft — aber er ist schwach, sehr schwach, sterbensschwach.“

„Ich darf nicht zu ihm?“

„Er erkennt Sie doch nicht.“

„Aber ich dürfte zu ihm?“

„Wenn Sie die Kraft fühlen, sich jeder lauten Äußerung des Schmerzes zu enthalten — ja.“

„Ich fühle die Kraft. Und ist noch Hoffnung?“

„Mein Chef behauptet es. Aber selbst wenn das Schlimmste eintreten sollte, wird es noch Stunden dauern. Sie können doch nicht bis zum nächsten Morgen bei ihm bleiben. Gehen Sie heim, ich werde dafür sorgen, daß Sie rechtzeitig gerufen werden, wenn er zum Bewußtsein kommt oder sonst eine entscheidende Wendung eintritt.“

Franz sah den jungen Arzt bittend an. „Sie haben recht, Herr Doktor. Aber lassen Sie mich Barchfeld wenigstens einmal sehen, leise auf den Zehen will ich vorübergehen und dann für meine Festigkeit sorgen.“

„Gut.“

Damit schritten die beiden Männer in Barchfelds Zimmer.

Sie kamen zur rechten Zeit. Barchfeld schlug eben die Augen auf. Auf einen Wink der Schwester war Franz hinter das Kopfende des Bettes getreten.

Die Pflegerin neigte sich über den Kranken. „Einen langen, festen Schlaf haben Sie gehabt, Herr Barchfeld.“

„Lang — ja!“ hauchte dieser.

„Und so lange nichts mehr genossen. Sie müssen sofort eine Tasse Milch zu sich nehmen, der Herr Doktor hat es angeordnet.“

„Ich bin — sehr müde.“

„Müssen aber erst etwas essen, ehe Sie weiterschlafen,“ sagte die Schwester ruhig.

„Ich folge ja schon," gab Barchfeld zurück. „Aber wo ist Herr Rähnisch? Hat er nach mir gefragt? Kommt er noch einmal?"

„Er ist schon hier," sagte die Pflegerin und gab Franz ein Zeichen, vorzutreten.

„Es ist also alles gut abgelaufen? Du bist frei, ganz frei?" fragte Barchfeld, die Hand des Freundes fassend.

„Ganz frei, Ludwig — rege dich nicht auf, es ist alles vorbei."

„Alles vorbei — das ist gut!"

Eine Weile hielt er Franzens Hand und sagte nichts mehr. Ein glückliches, zufriedenes Leuchten aus seinen Augen aber sprach um so deutlicher.

Das Getränk kam. Die Schwester schraubte das Kopfende des Lagers zur Schrägstellung. Langsam, allmählich und geräuschlos hob sich das Pfühl, und der Kranke gelangte in Sitzlage. Aber er war so schwach, daß ihm Franz den Kopf halten mußte, während die Schwester ihm die Milch einflößte.

Es sprach niemand, und Schweigen herrschte auch noch, als die Schwester dem Bett die frühere Stellung wiedergegeben hatte. Dann aber sagte sie: „Ich habe den diensttuenden Arzt zu benachrichtigen. Herr Rähnisch, ich darf Sie wohl einen Augenblick verlassen?"

„Bitte."

Die beiden Freunde waren allein.

Der Arzt, diesmal der Sanitätsrat selbst, erschien. Er richtete einige Fragen an den Kranken, gab der Pflegerin Anweisungen und ging wieder. Sein Gesicht war gewöhnt, Eindrücke zu verbergen, dennoch glaubte Franz, nun auch bei ihm völlige Hoffnungslosigkeit zu lesen.

Stunde um Stunde verrann. Ludwig wurde immer stiller, immer apathischer, immer schwächer. Kurz vor

Mitternacht schlug er noch einmal die Augen auf und flüsterte: „Franz, ich bin glücklich — so glücklich!“

Das war sein letztes Wort.

Die Schwester kniete am Lager hin und betete.

Dreizehntes Kapitel.

Professor Sprenck wartete, bis sich der Hauptschwarm verlaufen haben würde. Daß er Franz nicht mehr treffen konnte, wußte er, und so hatte er keine Eile, aus dem Saale zu kommen. Als es endlich leerer geworden war, sah er ganz im Hintergrunde, tief in sich zusammengesunken, eine Dame sitzen. Ein dichter Schleier verbarg das Gesicht, die behandschuhten Hände lagen gefaltet im Schoß, der Kopf war geneigt.

Die Gestalt rührte sich nicht.

Sprenck trat näher, die Regungslose verharrte in ihrer Starrheit.

„Wir sind die letzten,“ sagte er.

Da fuhr die Angeredete empor. Wie aus tiefem Traum erwachend, schaute sie um sich, und eine zitternde Stimme erwiderte: „Ich danke Ihnen, Herr Professor.“

„Ah — Sie kennen mich?“

Der Schleier schlug zurück.

„Fräulein Lohoff —“

„Ja, ich wartete, bis die letzten Zuhörer den Raum verlassen haben würden; ich wollte nicht gesehen werden, wenigstens nicht von jedem gesehen werden.“

„Und Sie waren allein hier?“

„Allein und heimlich. Und ich bin noch wie in einem Banne. Welch grausiger Gedanke, daß Menschenfehlbarkeit über Leben und Tod entscheidet!“

„Jawohl, mein Fräulein. Einer der höchsten Moralsprüche gebietet uns: Richtet nicht! In ihm birgt sich die Erkenntnis, daß Menschenwissen zu arm

ist, um zu lohnen oder zu strafen. Aber über sich selbst darf der Mensch richten, und der arme, schwache Kranke, welcher dort Zeugnis wider sich selbst ablegte, war wohl der Stärkste von uns allen."

Grete nickte. „Wird er genesen?"

„Nein."

„Sie sagen das so bestimmt, Herr Professor?"

„Solchen Mut hat nur ein Sterbender."

Sie hatten mittlerweile das Portal durchschritten und standen nun in der Lindenallee, welche zur Stadt führte.

Gretes Stimme zitterte wieder, als sie sagte: „Ja, wir Gesunden sind oft feig."

„Memmen oder Bestien!"

Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her.

Dann begann Grete aufs neue: „Und was wird dann aus Franz — aus Herrn Rähnisch? Er bebte und fieberte in den letzten Minuten vor Angst um den Freund."

Grete hatte mit der Hand den Stamm einer Linde ergriffen und stützte sich unauffällig.

Sprenck bemerkte es doch. „Fräulein Lohoff — Sie schwanken!"

„Die furchtbare Schwüle im Saale, die entsetzliche Aufregung —"

Er hatte ihren Arm in den seinen gelegt und sagte: „Kein Wagen weit und breit zu sehen. Sie können den weiten Weg nicht zu Fuß heimkehren. In zwei Minuten sind wir bei meiner Villa. Sie erholen sich in meinem Gärtchen, Susanne sorgt für eine Erfrischung — ein Glas Wein."

Grete wehrte ab, aber als sie den Baum losließ, fühlte sie sich so unsicher, daß Sprencks Arm ihr un-

entbehrlicher Halt war. Vor ihren Augen flimmerte es, in den Ohren brauste das Getöse der Schlußszene im Saale, und sie hätte wieder auf die Bank im Hintergrunde niedersinken mögen in wohltätiger Erstarrung. Sprenck war ja ein alter Freund ihres Vaters, ein wunderlicher, knorriger Herr, aber jetzt fühlte sich Grete in seinem Schutze seltsam geborgen.

„Ich muß wohl Ihre Güte in Anspruch nehmen," flüsterte sie und drückte sich so fest an ihn, daß der graue Bart des Alten und ihr Schleier durcheinanderflatterten.

Bald standen sie am Gitter des Gartens, klingend flog die Tür auf, und Sprenck geleitete seinen unerwarteten Gast nach der Weinlaube. Als er Grete dort in einen hochlehnigen Rohrstuhl gesetzt hatte, eilte er die Verandastufen empor und gab seine Anweisungen an Susanne.

Grete hatte ermüdet den Kopf an das Korbgeflecht der Rückenwand gelehnt und sah unter halbgeschlossenen Lidern in das durch das frische Frühlingslaub zitternde Sonnenspiel. Wie das durcheinanderwogte und im Lichterwechsel beunruhigte! Aber in ihr selbst stürmte es noch viel mehr, da schlug die Seelenunruhe noch weit wildere Wellen.

Eine ganze Weile ließ sie es brausen, funkeln, treiben und jagen, dann schreckte sie plötzlich auf.

Frau Susanne mit flatternden Haubenbändern stand vor ihr, ein blinkendes Tablett in der Hand. „Der Herr Professor ist nur für 'n Glas Wein, aber ich hab' noch ein Glas kaltes Quellwasser daneben gestellt — das ist gut für Aufregungen."

Grete nippte am Wein und trank dann das Wasser mit tiefem Behagen.

„Ja, ja, so 'n Brautstand, Fräulein Lohoff," be-

gann die alte Susanne teilnahmvoll, „hat seine Aufregungen."

Gretes Augen nahmen jenen harten Glanz an, welcher sie dunkler als sonst erscheinen ließ. „Bemühen Sie sich nicht, liebe Frau, ich bin nicht Braut," sagte sie so kühl und scharf, daß Susannes allbereite Redseligkeit jäh versiegte.

„Nicht?" stotterte sie und trug eilig das Tablett fort, als sie den die Stufen der Veranda herabkommenden Hausherrn gewahrte.

„Nun, ist's besser?" fragte Sprenck.

„Ja, ich danke."

„Aber Sie bleiben noch ein bißchen da?"

„Wenn Sie gestatten, Herr Professor."

„Ich bitte darum." Er zog einen Stuhl heran und fuhr fort: „Die Geschichte hat sogar mich tüchtig mitgenommen. Um wieviel mehr Sie —"

„Nicht wahr?" flüsterte sie. „Um wieviel mehr mich, die an allem schuld ist."

Die rauhe Stimme des Alten sagte rücksichtslos und kurz: „Ja!"

Um Gretes Lippen legte sich ein herber Zug. „Sie verurteilen mich, Herr Professor?"

„Ja."

„Trotz Ihres Moralspruchs ‚Richtet nicht!', den Sie vorhin anführten?"

„Nun, ich bin ein Sonderling, auf den niemand was gibt."

Grete blieb eine Weile stumm, dann sagte sie: „Aber die Sonderlinge untereinander geben doch etwas auf sich."

„Was soll das heißen?"

„Ach, ich weiß nicht, was es heißen soll, ich weiß nur, daß ich mich verurteile, wie Sie mich verurteilen.

Mir ist's seit dieser Stunde, als läge dreifache Todesschuld auf mir. Schiedler und Barchfeld, um Haaresbreite auch Franz Rähnisch. Wie muß er mich hassen, wie muß er mich hassen!"

Sprenck horchte auf. „Er haßt niemanden."

„Wenn aber Barchfeld tot ist, wenn er niemand mehr hat —"

Sie ließ den Schleier herab. Sprenck sollte nicht sehen, daß es in ihren Augen perlte.

„Ich habe ihm meine Hilfe angeboten."

„Welche Hilfe?"

„Er soll die Vergangenheit begraben." Und für seine Ideen aufs neue entflammt, erzählte er ihr seinen Plan. Er schloß mit der Frage: „Ist mein Rat gut?"

Grete war im aufmerksamen Zuhören immer stärker, immer ruhiger geworden. Auf die Frage antwortete sie ohne Besinnen: „Nein."

Der Alte schaute äußerst erstaunt drein. „Habe ich recht gehört?"

„Ganz recht, Herr Professor."

„Und Ihre Gründe? Trifft nicht alles zu, was ich ihm an Enttäuschung und Ungemach prophezeite?"

„Alles trifft zu."

„Wird nicht Bosheit oder Dummheit ihm das Leben vergiften?"

„Sie wird es versuchen."

„Und dennoch?"

„Dennoch sage ich nein. Er darf nicht vor diesen Feinden fliehen. Aufrecht muß er stehen. Indem er ihnen weicht, gibt er ihnen recht. Er darf es nicht. Das könnte ein Schwächling sich erlauben, Franz nicht!"

Grete war so in hellen Eifer geraten, daß sie nicht bemerkt hatte, wie lauernd die stahlgrauen Augen des Alten aufgeglüht waren. Sie schienen zu sagen: Jetzt

habe ich dich! Auch daß sie den Gegenstand ihres Interesses wie einst beim trauten Vornamen nannte, war unbewußt geschehen.

Der Professor richtete sich auf. „Es gibt eine Probe aufs Exempel, mein liebes Fräulein.“

„Welche?“

„Kennen Sie ein Mädchen, ein einziges, das heute begehren würde, den Namen Rähnisch hier in Güldenburg zu tragen?“

Grete schrak unter dem scharfen, spähenden Blicke zusammen, der sich bis in die Tiefe der Seele zu bohren schien. Eine heiße Glut schoß ihr ins Gesicht, sie fühlte, wie sie errötete, stärker, immer stärker, und an den Schläfen flackerte der Pulsschlag. Sie konnte, sie wollte diesem fremden Manne auf eine Frage nicht antworten, der sie in einsamen Stunden vor sich selbst ausgewichen war. Welches Recht hatte er, solche Enthüllung ihrer innersten Herzensqualen zu fordern? Aber in diesem Augenblick stieg die Erkenntnis voll und überwältigend in ihr auf, daß sie jenen Gehetzten und Gequälten liebe, heiliger und echter liebe als den Glücklichen von einst. Memmen oder Bestien — so hatte der harte Forscher die Menschen genannt, welche er haßte. Ihr war's, als sei es feig und grausam zugleich, jetzt die Wahrheit zu verleugnen. Ihr großer, stolzer Trotz bäumte sich auf, und er entschied ihre Antwort.

„So wahr ich an Menschengüte glaube, ich kenne eine!“

„Wollen Sie sie nennen?“

„Nein.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Vorsicht soll ja, nach Meinung des witzigen Falstaff, das bessere Teil der Tapferkeit sein. Aber, Kind, mit solchen Unfaßbarkeiten arbeiten wir Sonderlinge nicht unterein-

ander. Ich halte Sie auch für mutig genug, die volle Wahrheit zu sagen. Also kurz und ohne Winkelzug: würde jenes Mädchen ohne Bedingung einwilligen, den Verfemten an ihr Herz zu nehmen?"

„Nein, nur mit einer, aber selbstverständlichen Bedingung."

„Welcher?"

„Daß sie den Mann liebt."

Sprenck ließ den Blick sinken, dann in die weite Ferne der Baumwipfel schweifen. Und endlich, als habe er sich dort die Antwort erschaut, sagte er bitter: „Frauenliebe ist wankelmütig."

Das traf. Aller Stolz wich aus Gretes Haltung, alle Farbe aus ihrem Gesicht. Sie schlug die Augen nieder und entgegnete beklommen: „Die eine, die wahre Liebe meine ich, kann's dann nicht sein. Nur diese kann Ihre Probe bestehen."

„Da haben Sie recht, und so ist's müßig, über unerprobte Tugend zu streiten. Wer nicht einmal den Mut hat, sich zu sich selbst zu bekennen, wer vor den bösen Zungen seiner Mitmenschen ins Mauseloch kriecht, der —"

„Gehört zu Ihren Memmen?"

„Ja."

Da kam die ganze, echte, wildwahrhaftige Grete Lohoff zum Vorschein. In hastiger Entschlossenheit sprach sie: „Ich — ich selbst würde jenes Mädchen sein!"

Wie des Alten Augen leuchteten! In nervöser Aufregung furchte die rechte Hand in dem grauen Bartgewirr auf der Brust, die linke hielt mit krampfhaftem Griff die Stuhllehne umklammert. „Kind — Kind!" sagte er und eine tiefe Herzlichkeit lag in seiner Stimme. „Das war eine Folter, ich habe Ihnen unrecht getan, ich habe mir ein Vertrauen erpreßt, auf das ich kein

Recht besaß. Und doch, ich kann's nicht bereuen. Sie wissen ja nicht, was mich trieb, Sie wissen ja nicht, daß Sie einem Menschenverächter ein Stück längst verlorenen Glaubens wiedergegeben haben. Ich aber weiß es, und ich danke Ihnen dafür."

Er faßte Gretes Hand und drückte sie warm. In seinem Gesicht arbeitete es. Zorn und Freude schienen zu kämpfen. Dann wandte er sich ab und schritt ein Stück des Gartenweges entlang. Als er zurückkam, lachte Liebe und Zärtlichkeit aus seinem Auge. Wieder streckte er Grete die Hand entgegen und sagte: „Fräulein Grete, heute sind wir Freunde geworden für den Rest von Leben, den ich noch vor mir habe. Wir waren Sonderlinge alle beide, sind's und bleiben's. Später will ich Ihnen sagen, was Sie an mir, an einem getan haben, dem wankelmütige Frauenliebe und böse Erfahrungen mit sogenannten Freunden das Sonnenlicht verdarb. Hier, jetzt danke ich Ihnen nur. Und was Sie mir anvertraut haben, das werde ich verwahren und verschweigen im Innersten meines Herzens, bis Sie mir erlauben zu reden."

Grete war aufgestanden. Die stürmische Freude des Alten hatte sie tief ergriffen. „Weil ich das fühlte und wußte, habe ich getan, was kein Mädchen wagt. Sie werden Franz nichts sagen, ihm nichts andeuten — ich bitte, ich beschwöre Sie!"

„Nichts."

„Denn er haßt, er verachtet mich, er muß mich ja hassen und verachten."

Sprenck schüttelte wehmütig den Kopf. „So war's doch leichtsinnig, daß ich mein Wort gab, zu schweigen, denn ich muß es nun dulden, daß er in tiefer Blindheit sein Glück verkennt."

„Ich habe einmal an ihm gezweifelt und in leicht-

fertiger Untreue Betäubung gesucht. Das kann er nicht vergessen. Ach, ich kannte ihn ja damals noch nicht!“

Damit ging sie, und Sprenck sah ihr in tiefem Sinnen lange nach.

* * *

Assessor Meißner trat in großer Hast bei seinem Vorgesetzten, dem Staatsanwalt Rampoldt, ein. Dieser hatte ihn zum Sanitätsrat Schottmüller gesandt, um über das nunmehr gegen Ludwig Barchfeld zu eröffnende Verfahren mit ihm Rücksprache zu nehmen.

„Herr Staatsanwalt — schließen wir die Akten,“ sagte Meißner. „Barchfeld ist diese Nacht gestorben.“

„So rasch?“ fragte Rampoldt und wandte sich mit lebhafter Bewegung dem Assessor zu.

„Ja. An den Folgen der gestrigen Aufregung, die einen sehr schweren Anfall hervorgerufen hatte.“

Rampoldt stützte das Kinn auf die Hand und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann sprach er leise, halb zu sich selbst: „So lange hat der Riesenwille in diesem schwachen Körper also richtig ausgehalten. Genau so lange, bis das Ziel erreicht war. Ein Heldentum ohne Prunk, aber welch ein Heldentum!“

Der Assessor wartete auf eine amtliche Bescheidung.

Und sie kam, so gemessen und kurz, wie Rampoldt alles Amtliche behandelte. „Die Akten in der Mordsache Schiedler sind zu schließen.“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt.“

Dann arbeiteten die beiden Beamten weiter. Im Bureau Rampoldts ging es stets streng dienstlich zu.

* * *

Als Franz wieder ins Krankenhaus kam, fand er eine weißhaarige Dame in Trauer vor. Es war Frau

Baurat Matthias aus Berlin, Ludwigs Tante. Noch am späten Abend war sie telegraphisch von dem bevorstehenden Tode ihres Neffen benachrichtigt worden, hatte sich sofort nach Güldenburg begeben und war hier — schon zu spät — in den ersten Morgenstunden eingetroffen.

Sie war gefaßt und ruhig. „Es ist gut so,“ sagte sie zu Franz. „Was hatte mein armer Luz vom Leben noch zu erwarten. Er war so gut, aber er hat das Glück niemals gekannt.“

„In der Todesminute lächelte er unsagbar glücklich.“

„Ich hab' es von der Schwester gehört. Es hat mich tief ergriffen, daß er im letzten kurzen Aufflackern seines Bewußtseins zufrieden mit sich selbst und deshalb einmal im Leben glücklich war.“

Franz stellte sich ihr zur Verfügung für alle notwendigen Besorgungen zum Begräbnisse. Frau Baurat Matthias nahm die Hilfe des Ortskundigen gern an. In der folgenden Nacht schon erfolgte der Transport der Leiche nach Berlin. Der Sohn sollte in einem Erbbegräbnisse neben seinen im Tode vorangegangenen Eltern den Platz finden.

In vorzüglichster Ordnung fanden sich kurze letztwillige Verordnungen vor. Barchfeld hatte längst keinen Zweifel mehr gehabt, daß seine Tage gezählt seien, und dafür Vorkehr getroffen. Ein kleines Päckchen trug die Aufschrift: „Meinem treuen Freunde Franz Rähnisch als letztes Liebeszeichen.“ Es enthielt ein Heft, ein paar Briefe und einen Ring, den Barchfeld bis zum Tage der Verhandlung selbst getragen hatte. An diesem Tage nicht mehr. Franz entsann sich jetzt, daß der Ring fehlte, als der Freund die Schwurfinger hob.

In schmerzlicher Rührung nahm er den bescheidenen,

aber teuren Nachlaß entgegen; den Ring, der ihm nur auf dem kleinen Finger paßte, steckte er sofort an, die Schriftstücke barg er zu späterer, stiller Betrachtung.

Der Tag verging rasch unter der Erledigung aller notwendigen Angelegenheiten. Auf der Eisenbahn, bei den Behörden — natürlich auch bei der Staatsanwaltschaft — war viel zu besorgen. Dann gab Franz den sterblichen Überresten des Freundes das Geleit bis zum Bahnhofe, und todmüde kam er heim, als eben die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde vom Turme der Matthäuskirche über Güldenburgs blinkenden Dächern verhallten. —

Ernst saß er am anderen Morgen in seiner Laube und las in Barchfelds Papieren. Auch eine Art Beichte! Der arme Kranke hatte förmlich Tagebuch geführt, und der ganze Jammer eines ursprünglich reichen, aber durch körperliche Hinfälligkeit verarmten Innenlebens tat sich vor dem ergriffenen Leser auf. Mit welch eiserner Selbstzucht hatte dieser Unglückliche Glück geheuchelt, um kein Mitleid zu erwecken! Jetzt erst fiel für Franz selbst, den Vertrautesten, die letzte Hülle eines verschwiegenen Märtyrertums.

Eine Biene summte herbei und krabbelte über die weißen Blätter, ein Windstoß, ein leiser, der die Zweige nur erschauern ließ, hob den locker geschichteten Stoß. Und jetzt flatterte ein einzelner, arg zerknitterter und dann wieder geglätteter Bogen vom Gartentisch ins Gras.

Franz fuhr empor, griff nach dem Bogen, und es faßte ihn ein schreckliches Grauen. Er erkannte seine eigene Schrift, er hielt den Brief in der Hand, den er in der vermeintlich letzten Nacht seines Lebens in der Armesünderzelle an Barchfeld geschrieben hatte.

Lange haftete der Blick auf diesem Zeugen gräß-

licher Qualstunden, dann faltete Franz das Papier zusammen und barg es in seiner Brusttasche. Er wollte es dem Manne zeigen, der, obwohl so sehr viel älter, jetzt doch sein nächster Freund war, dem Professor Sprenck.

Das Bienchen war weitergesummt. Franz schichtete die Blätter des Tagebuchs sorglich zurecht und ging ins Haus.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Franz es sich vorgenommen, geschah es. Eine Stunde lang hatte er mit dem Professor in ernster Unterredung auf dem Kattensteine gesessen, und dabei war auch der einstige Vorschlag Sprencks, wie die Vergangenheit am besten zu begraben wäre, gestreift worden.

Franz selbst tat es, erstaunte aber nicht wenig, als der Professor dem Gedanken förmlich auswich und statt dessen, wie von einer plötzlichen Eingebung gepackt, sagte: „Lieber Freund, überlassen Sie mir den Brief, den Sie aus dem Gefängnis geschrieben haben."

Da gab er ihm das zerknitterte Papier, und Sprenck barg es sorglich in seiner Brieftasche. Dann aber wurde er einsilbig. Mehr als einmal mußte ihn Franz förmlich aus seinen Gedanken wachrütteln.

Es dunkelte, als sie heimkamen, und der Professor reichte am Gartentor dem jungen Freunde abschiednehmend die Hand. Auch das fiel diesem auf, denn zumeist war er noch zu einer Tasse Tee, einer Partie Schach oder auch nur zu einer Plauderzigarre aufgefordert worden.

Der Professor empfand die Betroffenheit des Verabschiedeten, und es hatte den vollen Klang einer Entschuldigung, als er sagte: „Ich habe einen wichtigen

Gedanken und möchte ihn gleich zu Papier bringen. — Auf morgen also!"

Wunderlichkeit des Gelehrten, dachte Franz, als er seine Hand aus der des Professors zog, und ging dann einsam des eigenen Weges.

Einsam, so würde sein Weg ja nun immer sein!

Sprenck aber war hastig die Steinstufen emporgestiegen. Rasch legte er Hut und Stock ab, entzündete die kleine Schreibtischlampe und setzte sich in den Rundsessel.

In großen, festen Schriftzügen füllte er eine halbe Seite seines Briefformats und adressierte den Umschlag an Fräulein Grete Lohoff.

* * *

Es war gegen vier Uhr Nachmittags des nächsten Tages, als Grete Lohoff durch die Gartentür der Sprenckschen Villa schritt. Ihr Gesicht zeigte lebhafte Spannung. Aus dem offenen Fenster der Studierstube nickte das bärtige Haupt des alten Herrn.

„Immer herein, liebes Fräulein! Schönen Dank, daß Sie meine Bitte erfüllten!"

„Guten Tag, Herr Professor. Ich bin natürlich sehr überrascht —"

Im Flur empfing Sprenck seinen Gast. „Natürlich, natürlich," sagte er, „aber wir sind doch nun gute und feste Freunde, deshalb werden Sie überzeugt sein, daß ich es wohl meinte mit Ihnen, wenn ich Sie um diesen Besuch bat."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn offen an.

Er führte sie zum Sofa und bat sie, Platz zu nehmen. Erwartungsvoll saß sie da, er aber schritt die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder.

Jetzt begann er: „Daß Barchfeld tot ist, wissen Sie?"

„Ja."

„Es ist gekommen, wie ich es erwartet hatte. In seiner Hinterlassenschaft nun hat man einen Brief gefunden, der Sie interessieren wird."

„Mich? Ich habe mit Herrn Barchfeld niemals Briefe gewechselt."

Der Professor lächelte. „So war's nicht gemeint. Der Brief ist von Franz an seinen Freund, aber er erwähnt Ihrer, und ich glaubte, daß der Inhalt Ihnen wertvoll sein werde. Ich habe mir den Brief geben lassen."

Grete sprang auf.

„So haben Sie Franz verraten —"

„Das wäre gegen die Abrede, und einen gemeinen Wortbruch dürfen Sie Ihrem aufrichtigen Freunde nicht zutrauen."

Grete sah beschämt vor sich nieder. „Verzeihen Sie mir!" stammelte sie.

„Ist schon verziehen," knurrte Sprenck. „Also hören Sie. Ich habe mir den Brief geben lassen für mich, Franz ahnt nicht und will wahrscheinlich gar nicht, daß er Ihnen vor Augen kommt."

„Darf ich ihn dann überhaupt lesen?"

„Ja, denn ich habe ihn ohne Vorbehalt bekommen, und ich verantworte die Verwendung, welche ich für richtig halte. Aber ehe ich Ihnen das Blatt gebe, bitte ich Sie, mein Kind, nehmen Sie alle Kraft zusammen, seien Sie tapfer, der Brief ist ein Abschiedsbrief, geschrieben in jener Nacht, da Franz dem schrecklichsten Tode entgegensah."

Gretes Hände hatten die Tischplatte gefaßt, die Fingerspitzen schienen sich in die dunkle Politur krallen zu wollen, die aufgerissenen Augen sprachen das Entsetzen aus, welches solche Erinnerung in ihr weckte.

„Geben Sie mir den Brief!“ bat sie tonlos.

Da reichte ihr Sprenck das Blatt.

Grete las mit zuckenden Mienen, und als sie geendet hatte, legte sie den Kopf auf die Tischplatte und weinte laut, bitterlich, herzzerreißend. Aller Trotz, alle Eitelkeit war von ihr abgefallen, das in jeder Faser der Seele erschütterte Weib klagte in wildem Selbstvorwurfe um verlorenes Glück.

„Damals noch hat er an mich geglaubt, mir vertraut — und ich verleugnete, ich verriet ihn!“ jammerte die Fassungslose. Sie vergaß, daß dort ein Fremder ihren Wehruf hörte, sie lebte nur ihrem Leide.

Sprenck war still zur Tür gegangen, in deren Dunkel er stehen blieb.

„Ich bin furchtbar bestraft, aber ich verdiene diese Strafe, denn ich war schlecht, ich war verworfen, ich hasse mich selbst! Seine Kniee möchte ich umfassen und ihn bitten, daß er mir verzeiht; wie unglücklich ich bin, wie schrecklich unglücklich!“

Sprenck drückte auf die Klinke. Er hatte im Flur einen Schritt gehört, den wohlbekannten Schritt seines jungen Freundes, der ihn wie immer zur verabredeten Stunde abholte. Zu dieser Stunde hatte der gute, heimliche Helfer Grete bestellt, nun mochte die Entscheidung fallen.

Franz wußte nicht, wie ihm geschah, als der Professor ihn an beiden Schultern faßte und durch die offene Tür schob in das Zimmer, aus dem eine weibliche Stimme in wilden Klagelauten erklang.

Grete aber, weltvergessen, verzweifelt, hielt weiter Gericht über sich selbst. Franz stand erschüttert. Er wollte nicht hören und mußte es doch. Ihm war, als wären ihm die Füße am Boden festgekettet. Ein Aufruhr der Gefühle durchtobte ihn, und gierig lauschte

sein Herz dem Reuebekenntnis der einst so Heißgeliebten.

Sprenck war in den Garten gegangen und saß jetzt unterm Weindach der Laube. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Alte Wunden brachen auf, alte Erinnerungen eigenen Leides wurden lebendig.

Die er einst liebte und die ihn treulos verließ, die hatte so nicht gebeichtet, gebüßt und gesühnt, deshalb ging er einsam durchs Leben. Der alte Mann hätte beten mögen, daß da drinnen ein Gott die Herzen lenke und den Glückgeborenen ihr Glück beschere. Unbewußt faltete er die Hände, unbewußt hob sich sein Auge zum blauen Himmel, der durchs Rankengewirr der Laubendecke strahlte.

Im Zimmer drinnen aber schrie einer plötzlich auf: „Grete, meine geliebte Grete!“

Das Weinen und Klagen brach jäh ab. Als sähe sie ein Gespenst, starrte Grete Lohoff entgeistert auf den Rufer. Dann aber richtete sie sich auf. Ein irres Stammeln kam von ihren Lippen, ein Laut zwischen Jauchzen und Schmerz geteilt, dann lag sie an des Geliebten Brust.

* * *

Am Abend, als der Professor allein war, fiel der alten Susanne auf, daß er laut pfiff. Alle möglichen Volksliedermelodien pfiff er und jede falsch. Sie war jetzt fast zwanzig Jahre in Sprencks Diensten, pfeifen hatte sie ihn aber noch nie gehört.

Dann ließ er sich eine Flasche Rauentaler heraufbringen und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. In den Pausen pfiff er wieder — ebenso unermüdlich als falsch. Dann trat er unter das Bild überm Schreibtisch und sprach mit dem. Die Tür nach dem Eßzimmer war einen Ritz breit offen geblieben, da konnte Susanne

mit ihren allgegenwärtigen Augen das Wunderliche gut beobachten.

Ja, wahrhaftig, er sprach mit dem Bilde. Dann trank er sein Glas Wein aus und warf es durch das offene Fenster in den Garten, daß es in tausend Scherben zersprang.

* * *

Grete war heimgekommen, eine von ernstem, heiligem Glücke Verklärte. Ihr erster Weg war zum Vater.

Als sie eintrat, rief er erstaunt: „Aber, Mädel, Grete, wie siehst du aus!“

„Wie das Glück, wie das große, das wahre Glück, Papa!“

„Wahrhaftig — ja. Was ist geschehen?“

„Ich habe mich selbst wiedergefunden, ich hasse, ich verachte mich nicht mehr, ich —“

„Aber das ist ja dummes Zeug!“

Da hatte sie den Vater umhalst und bald flüsternd, bald laut jubelnd ihm alles erzählt.

Der wiegte das kahle Haupt, aber sein gutes Gesicht leuchtete vor Seligkeit. „Eine schöne Sensation!“ sagte er dann schmunzelnd. „Güldenburg steht morgen auf dem Kopf! Aber meinetwegen mag's stehen. Mädel, wenn man dich so ansieht, das Herz lacht einem im Leibe. Eines freilich ist schlimm!“

„Was denn, Papa?“

„Die gute Florentine Peters ist blamiert. Der glaubt man ja in der Stadt kein Wort mehr.“

Grete lachte. „Und nun zur Mutter!“ sagte sie fest.

Der Stadtrat trommelte auf dem Schreibtisch mit den Fingern. „Na, viel Vergnügen! Geh nur allein!“

Und Grete ging entschlossen zur Tür hinaus, und nach einer halben Stunde schon kam sie sehr vergnügt zur Tür wieder herein.

„Gut ist's gegangen, endlich gut! Leicht war's aber nicht!“

„Das glaube ich dir, mein Kind,“ sagte der Stadtrat überzeugungsvoll.

* * *

Das war ein Glückwünschen in der „goldenen Elster“, als sich der Stadtrat am folgenden Abende einfand. Am herzlichsten meinten es Sprenck und Illstedt. Aber auch die übrigen gaben ihr Bestes.

Bei manchem war ein Unterton scheuer Überraschung nicht zu verkennen. Aber der Schwiegersohn des Stadtrats Lohoff, der demnächstige Mitinhaber der alten und hochangesehenen Firma, war schließlich der Gegenstand allseitiger Achtung.

Seltsam, wie wandelbar Menschengunst ist!

Sprenck sprach das aus in seiner rauhen Art, über welcher aber jetzt etwas wie eine mildere Weltauffassung lag. Er meinte, auch diese Wandelbarkeit gebiete Bescheidenheit im Urteil, auch sie predige eindringlichst der menschlichen Eitelkeit: Richtet nicht!

Da hatte es dann ein verlegenes Schweigen gegeben. So manchem war die Wandelbarkeit des eigenen Urteils unangenehm, und so zog man es vor, bald von etwas anderem zu reden. —

Lohoff und Sprenck gingen zusammen heim.

Die Johannisnacht brach an, auf den Bergen glühten die Feuer.

Der Stadtrat schob seinen Arm unter den des Professors. „Kommen Sie noch ein Stündchen mit hinauf,“ sagte er. „Heute feiern wir durch. Um Mitternacht beginnt Franzens Geburtstag. Im engsten Familienkreise sind wir, aber da gehören Sie jetzt auch dazu, Professor.“

„Was man sich auf seine alten Tage noch anschafft!“

erwiderte Sprenck lachend. „Aber natürlich komme ich mit."

Grete empfing beide mit hellem Jubel.

Franz war noch nicht da.

Die Alten plauderten unter der traulichen Lampe.

„Also im Fliederhause wird das Nest gebaut?" fragte der Professor.

„Ja, ich lasse es ausbauen, ohne natürlich Franzens teure Erinnerungen zu zerstören. Im Herbst zieht das junge Paar und hoffentlich mit ihm ein dauerndes Glück ein. Diese Einrichtung des Hauses ist mein Hochzeitsgeschenk."

„Emil," sagte Frau Lisbeth, „Florentine war hier."

„Es ist die Möglichkeit! — Aber nein, das ist ja selbstverständlich, sie muß doch horchen und sehen."

„Zunächst aber brachte sie eine Nachricht — ganz im Vertrauen."

„Na, dann erzähl's nur gleich wieder!"

Frau Lisbeth sah sich um, Grete war nicht im Zimmer. „Ganz im Vertrauen hat sie erfahren, der Assessor Meißner ist um seine Versetzung eingekommen, Familienangelegenheiten und so weiter."

„Unsere Angelegenheiten also!"

„Stimmt!" krächzte Sprenck mit dem erfolglosen Bestreben, den wackeren Göllner zu kopieren.

In diesem Augenblicke trat Franz ein.

An seinem Arm hing Grete und rief: „Da wären wir glücklich!"

Der Professor streckte dem jungen Paare die Hand entgegen und sagte: „Nein. Es heißt nicht: da w ä r e n wir glücklich, sondern: da wären wir g l ü c k l i c h!"

E n d e.





Der Retter.

Ein Reiseabenteuer von A. Oskar Klaußmann.

Mit Bildern von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Der Nachmittagsschnellzug über Glatz—Mittelwalde nach Prag—Wien stand auf dem Breslauer Zentralbahnhof zur Abfahrt fertig.

„Zurücktreten!“ riefen die Bahnsteigschaffner und liefen eilig am Zuge entlang, um das Publikum, das nicht mitfuhr, zu veranlassen, sich von den Wagen zurückzuziehen. Der Stationsbeamte hob die Hand, um das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Zweimal hintereinander ließ der Zugführer seine Trillerpfeife ertönen, und mit einem gellenden Pfiff antwortete die Lokomotive, die rasch hintereinander einige mächtige Dampfwolken ausstieß und den Zug in Bewegung setzte.

In diesem Augenblicke kam ein elegant gekleideter Mann, der einen kleinen Reisekoffer in der Hand trug, auf den Bahnsteig gestürzt, und trotz der warnenden Zurufe von allen Seiten sprang er auf die Tür eines der letzten Abteile los, riß sie auf, warf den Koffer voraus, sprang auf das Trittbrett und schwang sich in das Abteil hinein, die Tür hinter sich zuschlagend.

Mit verhaltenem Atem hatten die auf dem Bahnsteig Anwesenden das lebensgefährliche Gebaren des verspätet eintreffenden Reisenden gesehen. Schon hatte

der Stationsbeamte die Trillerpfeife an den Mund gesetzt, um dem Zug das Haltesignal zu geben. Als er aber die Tür des Abteils zufallen sah und den Reisenden in Sicherheit wußte, verzichtete er darauf, dem Schnellzug einen Aufenthalt zu verursachen, den dieser nur schwer wieder einholen konnte.

Der verspätete Fahrgast aber erfuhr in seinem Abteil einen sehr üblen Empfang. In diesem saßen eine Dame und ein älterer Herr, und dieser fuhr sofort in heftigster Weise auf den Eindringling los.

„Wie können Sie sich erlauben," schrie er, „hier einzudringen? Das ist ein reserviertes Abteil!"

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe," antwortete der Neuangekommene, „ich habe mir beinahe den Hals dabei gebrochen. Ich muß unbedingt mit dem Zuge mit. Ich habe eben die Tür, die mir am nächsten war, aufgerissen. Ich besitze sogar eine Fahrkarte zweiter Klasse und werde wohl das Recht haben, hier mitzufahren."

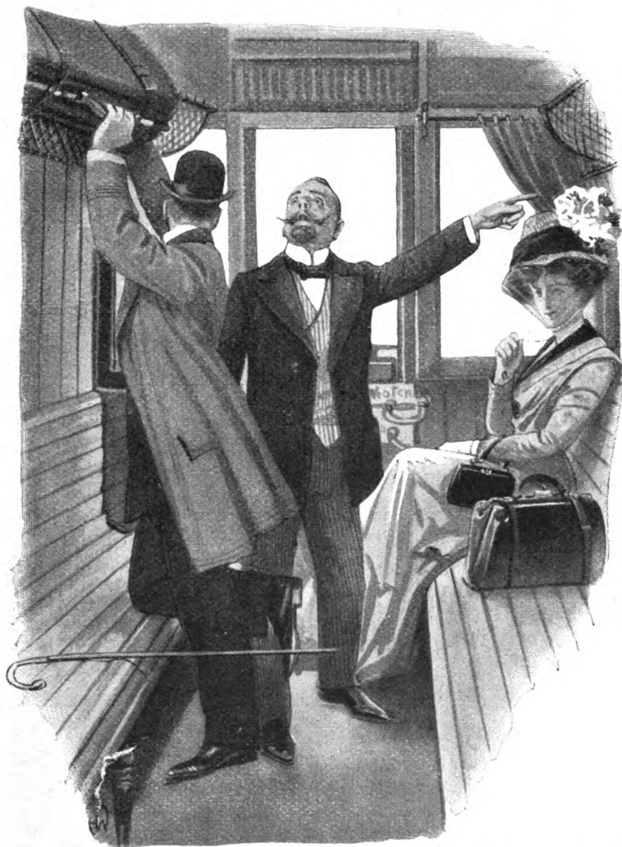
„Dieses Recht haben Sie nicht!" schrie der Inhaber des Abteils. „Machen Sie sofort, daß Sie wieder hinauskommen! Hier ist ein reserviertes Abteil, der diesbezügliche Zettel hängt dort an der Fensterscheibe!"

„Ich muß Sie denn doch dringend bitten, nicht in diesem Tone mit mir zu sprechen," sagte der Eindringling. „Mein Name ist Radig, ich bin Bankier und Reserveoffizier."

„Das ist mir ganz gleich. Machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

„Herr, sind Sie des Teufels?" schrie Radig wütend. „Sie können doch nicht verlangen, daß ich aus dem Zuge springe, während er mit voller Geschwindigkeit dahinjagt. Ich werde auf der nächsten Station aussteigen, eher nicht. Und damit ist die Sache abgetan.

Wenn's Ihnen nicht paßt, dann beschweren Sie sich über mich, und im übrigen verbitte ich mir alle Redensarten, oder Sie sollen mich kennen lernen."



Dann setzte sich Radig, nachdem er seinen Koffer wütend ins Gepäcknetz geworfen hatte, in einer Ecke zurecht, fest entschlossen, sich von seinem groben Gegner

nicht mehr das geringste bieten zu lassen. Der letztere schien auch einzusehen, daß er zu weit gegangen war, denn er setzte sich plötzlich auf die Bank dicht neben die Dame, die in der Ecke schräg gegenüber von Radig saß.

Der Gegner Radigs war ungefähr fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt. Eine scharfe Hakennase und ein stattlicher Schnurrbart gaben seinem Gesichte etwas Martialisches, Militärisches. Er war schlank und sehnig und sah wie eine Persönlichkeit aus, die das Kommandieren gewöhnt ist. Immerhin war sein Benehmen gegenüber einem Manne, der sich ihm vorgestellt hatte, recht unhöflich, denn Radig hatte sich ja nicht absichtlich in das Abteil eingedrängt.

Radig war von seiner Soldatenzeit her an Pünktlichkeit gewöhnt. Ebenso kannte er auch aus seinem Beruf die Verpflichtung, pünktlich zu sein und rechtzeitig an dem Orte einzutreffen, an dem er erscheinen mußte. So war er auch dieses Mal zeitig genug nach dem Bahnhof gefahren, um den Schnellzug zu benützen. Die Droschke, mit der er fuhr, hatte aber Unglück gehabt: sie war mit einem Straßenbahnwagen zusammengestoßen. Der Führer der Droschke war vom Bock gestürzt und hatte sich eine Kopfverletzung zugezogen, durch die er bewußtlos wurde. Radig hielt es für seine Pflicht, dem Manne wenigstens die allererste Hilfe zu leisten. Dann mußte er der Polizei Auskunft über den Unfall geben, und dann erst konnte er sich eine andere Droschke nehmen und zum Bahnhof fahren. So kam es, daß er erst im allerletzten Augenblick auf dem Bahnsteig erschien, und nur dadurch, daß er es wagte, in den schon fahrenden Zug zu springen, gelang es ihm, überhaupt noch mitzukommen.

„Wer mag der Kerl sein?“ fragte sich Radig, während er seinen Gegner musterte. „Irgend ein unverschämter

Patron, der sich einbildet, er sei der Vorgesetzte aller Welt. Ein höherer Offizier oder einer von unseren feudalen Adelsherren kann es nicht sein, sonst würde er nicht dritter Klasse fahren. Allerdings, er hat ein reserviertes Abteil mit sechs Plätzen bezahlt, und es sind nur zwei Personen hier. Wer mag nur die Dame sein, die ihn begleitet?"

Es war, als hätte die Betreffende die Gedanken Radigs erraten. Sie hob den Schleier, und der Bankier sah in ein verweintes, bildschönes Mädchengesicht. Die Dame stand dem Anscheine nach am Anfange der Zwanziger und war geradezu engelhaft schön. Wie gebannt hingen die Blicke Radigs an dem wundervollen Gesicht, das durch einen Zug von Trauer und Schmerz noch anziehender wurde und eine unbeschreibliche Wirkung auf den jungen Mitreisenden ausübte.

Jetzt begannen Tränen aus den Augen der jungen Dame zu fließen und rollten langsam über ihre Wangen. Unendliches Weh lag in den Zügen des schönen und, wie es schien, tiefunglücklichen Geschöpfes.

Auch der Begleiter der Dame bemerkte diese Tränen und rief der Weinenden einige barsche Worte zu. Dann warf er einen zornigen Blick auf Radig, aber dieser erwiderte den Blick so energisch, daß sich der andere sagen mußte, mit dem Mann da in der Ecke sei nicht zu spaßen. Er zog daher eine große Zeitung aus der Tasche und begann zu lesen. Er hielt die Zeitung aber absichtlich so, daß das Gesicht seiner Begleiterin für Radig vollkommen verschwand. Die Zeitung hatte ein riesiges Format und schien mit lateinischen Lettern gedruckt zu sein; eine deutsche Zeitung war es jedenfalls nicht.

Radig wußte aus dem Fahrplan, daß der Zug erst nach zwei Stunden zum ersten Male anhielt, und daß

er gezwungen war, diese zwei Stunden mit der unglücklichen jungen Dame und deren Begleiter hier zusammenzubleiben.

„Ein merkwürdiger Kerl,“ dachte Radig, „vielleicht ein Eifersüchtiger. Warum würde er mir sonst das Gesicht der Dame mit der Zeitung verdecken. Wahrhaftig, ich ließe es mich etwas kosten, dem Kerl ein paar Ohrfeigen zu geben, an denen er noch wochenlang genug hätte. Jedenfalls weint dieses engelhafte Geschöpf um seinetwillen. Und wie brutal behandelt er dieses entzückende Wesen! Er ist ja auch gegen mich brutal gewesen, aber er soll nicht versuchen, noch einmal den Ton anzuschlagen, den er sich vorhin erlaubte, oder ich werde ihm mit meinen Fäusten die Antwort geben. Ein solcher Mensch verdient gar keine andere Behandlung.“

Wirklich, Radig wünschte aufrichtig, sein Gegner bände noch einmal mit ihm an, dann wollte er ihm gehörig heimleuchten. Er war sonst ein wohlerzogener Mensch, der sich stets sehr vornehm bewegte, aber die verweinten Augen des schönen Mädchens, ihr unglücklicher Gesichtsausdruck hatten es ihm angetan, hatten ihn in einen Zustand von Zorn und Gereiztheit versetzt, den er sonst eigentlich gar nicht an sich kannte.

Radig setzte sich in seiner Ecke zurecht und blickte nach dem sonderbaren Paare hinüber. Er sah von der Dame nur den Körper ohne Kopf. Die Dame zog die Handschuhe aus, und ihre Finger arbeiteten nervös und, wie es schien, in großer Erregung hin und her. Es waren schlanke Finger einer wundervoll kleinen, zierlichen Hand. Ein Diamantring blitzte an ihrer Linken. Ganz auffallend zeigte die rechte Hand der Dame, deren Gesicht Radig nicht sehen konnte, mehrmals auf den Ring. Dann wiederholten sich diese

Zeichen an der Ledertasche, welche die junge Dame an einem Bügel über dem linken Arme trug.



„Will sie mir ein Zeichen geben?“ fragte sich Radig unwillkürlich.

Wieder begann das nervöse Spiel der Finger der

zierlichen kleinen Hand, und plötzlich kam es über Radig wie eine Erleuchtung. Die junge Dame buchstabierte durch Zeichen und bediente sich jener Zeichensprache, wie sie die Kinder in der Schule zu ihrer Unterhaltung und aus Lust am Geheimnisvollen häufig anwenden. Sie wies auf Gegenstände, deren erste Buchstaben sie meinte. Zuerst deutete sie auf den Ring, faßte dann an ihren Ellbogen, wies zweimal auf die Tasche und faßte sich wieder an den Ellbogen. Das hieß „rette!“ — die Anfangsbuchstaben von „Ring“, „Ellbogen“, „Tasche“.

Das unglückliche Geschöpf, das in der Gewalt eines Wahnsinnigen zu sein schien, flehte also um Rettung.

Der Begleiter der jungen Dame senkte jetzt einen Augenblick die Zeitung, um sie umzublättern, und das Gesicht des schönen Weibes wurde frei. Ein flehentlicher Blick, welcher Radig durch und durch ging, traf ihn aus den Augen des unglücklichen Geschöpfes, und kaum merklich senkte Radig den Kopf zur Bejahung, um anzudeuten, daß er die stumme Zeichensprache verstanden habe.

Er sah noch einen Blitz der Freude in den herrlichen dunkeln Augen des schönen Weibes aufleuchten; dann verhüllte die neidische Zeitung des Begleiters wieder das engelhafte Gesicht.

Aber die Finger der Dame arbeiteten langsam weiter und gaben durch Berührung der verschiedenartigsten Gegenstände, durch Berührung einzelner Teile ihrer Kleidung und des Körpers die Zeichen, die Radig immer besser verstand. Es waren nur einzelne abgebrochene Worte, die das unglückliche Weib „telegraphierte“, und vieles mußte Radig sich zusammenzureimen suchen. Er antwortete, so gut es

ging, in derselben Zeichensprache, und zwar telegraphierte er das Wort „Polizei“, nachdem ihm die Dame telegraphiert hatte: „Ehre und Leben verloren, wenn nicht Rettung.“

„Unmöglich“ wollte die Dame anscheinend zurücktelegraphieren, als ihr brutaler Begleiter entdeckte, was vorging.

Mit einem Wutschrei sprang er auf und stieß seine Begleiterin roh in die Ecke zurück. „Wie können Sie es wagen, mit dieser Person in Verbindung zu treten?“ schrie er Radig an.

Der Seelenzustand, in dem sich der Bankier befand, läßt sich schwer beschreiben. Er war voll persönlichen Grolls gegen den brutalen Menschen, der ihm so ungezogen begegnet war. Er war voll Mitleid mit dem engelhaft schönen Wesen, das um seine Hilfe bat. Als der Gegner auch noch durch den Stoß, den er der Schönen gab, zu Tätlichkeiten überging, verlor Radig vollkommen die kühle Überlegung, und als der unverschämte Fremde ihn nun gar noch anschrie, fuhr er wie von einer Feder geschnellt aus der Ecke empor und schlug den frechen Patron mit der Faust gegen den Magen, daß er zurücktaumelte. Im nächsten Moment aber faßte der Mann in die Brusttasche des Rockes, und Radig zweifelte nicht einen Augenblick, daß der Gegner einen Revolver herausziehen wollte. Trotz der Wut, die ihn gepackt hatte, besaß er doch noch so viel Überlegung, um sich zu sagen, er müsse den Gegner kampfunfähig machen, wollte er nicht von ihm niedergeschossen werden.

Radig war ein guter Säbelfechter und auch im Boxen nicht ungeübt. Er gab dem anderen daher einen Faustschlag auf die Kinnlade, der den stärksten Mann durch den furchtbaren Schmerz, der entsteht,

auf einen Augenblick betäubt. Unmittelbar darauf fuhr Radigs Faust zwischen die Augen des Gegners, und von dem neuen Schlag getroffen, fiel dieser bewußtlos auf die Holzbank zurück.

„Er hat einen Revolver bei sich," schrie die Dame, „nehmen Sie ihm den fort oder er tötet uns beide!"

Radig zögerte keinen Augenblick, in die Brusttasche des Bewußtlosen zu greifen, um eine moderne, mit einem Magazin von sieben Patronen geladene Browningpistole herauszuziehen.

„Er wird bald wieder zu sich kommen," sagte die weinende Dame.

„Lassen Sie nur," schrie Radig, der sich so heldenhaft fühlte wie noch nie in seinem Leben, „ich schlage ihn noch einmal nieder."

Aber die Schöne war praktischer als Radig. Sie griff in die Tasche ihres Kleides, zog ein Fläschchen heraus, träufelte von der darin enthaltenen Flüssigkeit etwas auf ihr Taschentuch und hielt dieses dem Bewußtlosen unter die Nase und auf den Mund.

„Auf zwei Stunden ist der Mann jetzt unschädlich gemacht," sagte sie dann, indem sie Fläschchen und Taschentuch wieder einsteckte. Dann ergriff sie, immer noch weinend, die Hände Radigs und wollte sie küssen. „Wie soll ich Ihnen danken!" rief sie. „O mein Herr, Ehre und Leben waren verloren für mich! Ich bin in der Gewalt eines Ungeheuers. Meine Familie, meine arme Familie! Ich bin die Komtesse Maria v. Gnadeck. Dieser Mann da hat meine beiden Brüder in seiner Gewalt und kann sie vernichten, zum Selbstmord treiben. Ich habe einen greisen, kranken Vater, für den eine Katastrophe in der Familie der Tod sein würde. Dieser Mann hat mich vollständig in seiner

Gewalt gehabt, hat mich gezwungen, ihm auf sein Gut zu folgen. Ich fürchte, er beseitigt mich dort."

„Verfügen Sie über mich, meine Gnädige. Was kann ich für Sie tun?"

„Ich muß vor allen Dingen fort aus der Nähe dieses entsetzlichen Menschen."

„Wir werden ihn auf der nächsten Station der Polizei übergeben."

„Ums Himmels willen nicht, mein Herr!" rief die Komtesse. „Mit Gewalt ist nichts gegen ihn auszurichten. Ich sagte Ihnen ja, er hat das Schicksal meiner Brüder in seiner Hand. Er besitzt Ehrenscheine und Wechsel von ihnen und ein Dokument, das meine Brüder zu Grunde richten kann, wenn er es benützt. Meine Brüder sind Offiziere in der Armee, sind in gefährdeter Stellung. Vielleicht trägt er die Papiere bei sich," schloß die Komtesse und begann mit großer Geschicklichkeit die Taschen des Rockes und des Überziehers, den der Bewußtlose trug, zu untersuchen. Sie nahm eine Brieftasche an sich und sagte: „Ich glaube, dies sind die Papiere, die dem Manne Gewalt über mich geben. — O mein Herr, wie soll ich Ihnen danken! Wenn Sie nicht zufällig in das Abteil gekommen wären, lebte ich jetzt nicht mehr. Ich war entschlossen, mich während der Fahrt aus dem Zuge zu stürzen, um lieber ein Ende mit Schrecken zu finden, als weiter ein Leben zu tragen, das mir nur noch Schrecken ohne Ende bot."

„Ich bitte Sie, verfügen Sie über mich!" rief Radig nochmals.

„Wohin kommen wir jetzt?"

„Die erste Station, auf der wir halten, ist Mittelwalde."

„Ist das noch in Preußen?"

„Es ist die Grenzstation, Komtesse.“

„Ganz in der Nähe wohnt mein Onkel, der Graf Larisch.“

„In der Tat, Komtesse, Graf Larisch hat hier in der Nähe große Besitzungen.“

„Ich will zu meinem Onkel. Wäre es mir gelungen, ihn früher schon zu sprechen, dann wäre das Unglück nicht so rasch gekommen, und wir wären noch alle gerettet worden. Aber das Ungeheuer bewachte mich seit Tagen. Ach, es ist schrecklich, daß wir armen Frauen immer die Opfer des Leichtsinns unserer männlichen Angehörigen werden müssen! Wenn meine Brüder wüßten, in welcher Gefahr ich geschwebt habe, sie würden sich schämen, sich mit diesem Schurken da eingelassen, ihm Waffen in die Hand gegeben zu haben, die er nun gegen mich verwendete.“

„Wir sind in einer Viertelstunde in Mittelwalde,“ erklärte Radig. „Ich meine, gnädigste Komtesse, wir setzen den Bewußtlosen da in eine Ecke und lassen ihn ruhig weiterfahren. Es wird aussehen, als schlafe er. Sie steigen mit mir aus. Haben Sie eine Fahrkarte?“

„Die hat jener Mensch.“

Radig faßte in die Billetttasche des Überziehers, den der Bewußtlose trug, und zog sechs Fahrkarten dritter Klasse heraus. Diese lauteten bis Wien.

Eine nahm Radig, die anderen ließ er dem Bewußtlosen.

„Wir verlassen sofort den Bahnhof,“ wendete er sich wieder zu der Dame, „und gehen in ein mir bekanntes, gutes Restaurant, wo Sie sich, gnädigste Komtesse, einigermaßen erholen können.“

„Ich fühle mich in der Tat so angegriffen, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann.“

„Ich besorge unterdes einen Wagen, wohl am

besten ein Automobil für Sie, Komtesse, und Sie können sich dann zu Ihrem Herrn Onkel begeben."

„Sie sind mein Rettungsengel!" schluchzte die Komtesse. „Aber ich muß es Ihnen gestehen: ich bin vollkommen mittellos, ich habe nicht einen Pfennig Geld bei mir, um einen Wagen zu bezahlen."

„Es ist selbstverständlich, meine Gnädige, daß ich auch in dieser Beziehung zur Verfügung stehe," sagte Radig und entnahm der Brusttasche seines Rockes eine Brieftasche, die sehr reichlich mit Banknoten gefüllt war. Er entnahm der Brieftasche einen Hundertmarkschein. „Wollen Sie das nehmen, gnädigste Komtesse? Selbstverständlich werde ich es nicht wagen, Ihnen ein Geschenk anzubieten. Genügen Ihnen diese hundert Mark?"

„O gewiß," entgegnete die Komtesse, „sie genügen mir vollständig. Wenn ich bei meinem Onkel bin, bin ich ja geborgen. Ich könnte übrigens auch den Wagen erst durch meinen Onkel bezahlen lassen, aber ich weiß nicht, was während der Fahrt geschieht. Wenn man so viel durchgemacht hat wie ich in den letzten Tagen, wird man ängstlich."

„Auf keinen Fall dürfen Sie ohne Geld fahren," erklärte Radig.

Die Lokomotive pfiff, die Geschwindigkeit des Zuges verlangsamte sich.

„Wo haben Sie Ihr Gepäck, meine Gnädige?" fragte Radig.

„Da oben das Köfferchen," sagte Komtesse Maria, „ich konnte nur wenig auf die fluchtartige Reise mit mir nehmen."

Der Bewußtlose wurde in eine Ecke gelehnt, der Hut wurde ihm auf den Kopf gesetzt und in das Gesicht gezogen, so daß es aussah, als schlafe er, und Radig

mußte unwillkürlich die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher die Komtesse mit dem Bewußtlosen umging. Der Zug hielt, und viele Reisende verließen ihn.



Radig trug beide Koffer, sowohl seinen als den der Komtesse, und ungehindert wurde die Bahnsteigsperre passiert. Die Komtesse hatte ihren Schleier wieder

heruntergeschlagen. Als sie vor dem Bahnhof angelangt waren, übergab Radig einem der dort wartenden Dienstmänner die beiden Koffer und reichte der Komtesse den Arm.

„Nehmen Sie meinen Arm, meine Gnädigste,“ sagte er, „damit wir möglichst harmlos aussehen. Das Restaurant, nach dem ich Sie führen will, ist nur wenige Schritte entfernt.“

„Das Schlimmste wäre also vorüber!“ sagte aufatmend das unglückliche Mädchen an Radigs Arm leise.

Nach wenigen Minuten war das Restaurant erreicht. Radig suchte mit seiner Begleiterin die Weinabteilung auf, entließ den Dienstmann, bestellte ein reichliches Essen und ließ dann die Dame allein, während er hinausging, um mit dem Oberkellner über die schleunige Besorgung eines Automobils zu verhandeln, das zu einer Fahrt über Land benützt werden sollte.

„Ich werde mein möglichstes tun,“ sagte der Oberkellner. „Das Automobil wird in einer halben Stunde, spätestens in drei Viertelstunden vor der Türe zu Ihrer Verfügung stehen.“

Es war in den Nachmittagsstunden, in denen die Restaurants allenthalben wenig Besuch haben. Radig war mit der Komtesse in dem Weinzimmer ganz allein.

Die Komtesse entwickelte einen starken Appetit, man sah es ihr an, daß sie lange nichts gegessen hatte. Sie nippte an einem Glase Wein, und das schien sie ebenfalls zu beleben. Radig war diskret genug, nichts von dem Vorgefallenen zu erwähnen; er suchte vielmehr durch gleichgültiges Geplauder die unglückliche junge Dame auf andere Gedanken zu bringen.

Er erzählte, er sei aus Berlin und wolle nach einem kurzen Aufenthalt in Breslau jetzt nach Prag, um dort für eine Aktiengesellschaft Grundstücke anzukaufen, auf die er eine größere Anzahlung leisten sollte.

Die Komtesse bedauerte, ihn aufgehalten zu haben.

„Nun,“ entgegnete Radig, „heute abend hätte ich ja doch nichts mehr anfangen können. Es genügt, wenn ich morgen früh dort ankomme.“

„Bitte, geben Sie mir Ihre Adresse,“ bat die Komtesse, „ich betrachte es als selbstverständlich, daß wir uns heute nicht zum letzten Male gesehen haben. Ich hoffe, dem Manne, dem ich alles verdanke, Ehre und Leben, wieder zu begegnen.“

Die Komtesse errötete bei diesen Worten, und Radig fühlte sich in den siebenten Himmel versetzt.

Er schrieb seine Adresse auf ein Blatt aus seinem Notizbuch und übergab es der Dame.

„Wann kehren Sie aus Prag zurück?“

„Ich denke, übermorgen.“

„Möchten Sie auf dem hiesigen Postamte nach einem postlagernden Briefe mit Ihrer Adresse fragen?“

„Wenn Sie es befehlen, Komtesse.“

„Ich hoffe, Ihnen eine Einladung nach dem Schloß meines Onkels übersenden zu können, und wenn Sie dieser Einladung Folge leisten wollten, würde ich mich sehr glücklich fühlen. Auch mein Onkel wird jedenfalls das lebhafteste Verlangen haben, Ihnen für alle Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, zu danken.“

„Ich werde also auf dem Rückwege von Prag übermorgen hier halt machen und nach dem postlagernden Briefe fragen,“ erklärte Radig.

Das Essen war beendet. Der Oberkellner erschien

und meldete, das Automobil stehe vor der Tür. Dann entfernte er sich wieder.

„Ich muß fort," sagte die Komtesse und rüstete sich zum Gehen.

Noch einmal trat sie zu Radig und reichte ihm beide Hände.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr! Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, was Sie für meine Familie und mich getan haben! Ich habe nur einen einzigen Wunsch, Ihnen vergelten zu können, und müßte ich mein Leben für Sie geben."

Die junge Dame schien sich in großer seelischer Erregung zu befinden. Wahrscheinlich war es auf Rechnung dieser Erregung zu setzen, daß sie plötzlich ihre Arme um den Hals Radigs warf und ihn heiß und stürmisch küßte.

Radig war wie betäubt. Unwillkürlich schlang er seine Arme um das holdselige Geschöpf und erwiderte ihre Küsse.

Dann schien sich die Komtesse zu besinnen. Sie riß sich los und sagte: „Mein Gott, was habe ich getan! — Leben Sie wohl — auf Wiedersehen!" und hinaus war sie.

Als Radig vor die Tür trat, sah er noch, wie das Automobil davonfuhr, und nur noch einen Wink mit dem Taschentuch erhaschte er, bevor der Wagen um die Ecke bog*).

Die letzte Szene hatte Radig ganz und gar aus dem Häuschen gebracht. Es ist keine Kleinigkeit, wenn man von so einem bildschönen jungen Mädchen, und noch dazu einer Komtesse, ein paar Küsse bekommt. Radig hätte nicht jung und für alles Schöne empfänglich

---

*) Siehe das Titelbild.

sein müssen, wäre er gleichgültig geblieben. Er setzte sich an den Tisch, goß hastig ein Glas Wein hinunter und starrte auf den Fleck, auf dem Komtesse Maria eben noch gesessen hatte.

So verging fast eine volle Stunde des Träumens, und die Hoffnungen, die sich Radig auf das Wiedersehen mit der schönen Komtesse machte, stiegen immer höher. War es denn ausgeschlossen, daß sie ihn liebte? Vielleicht entschloß sie sich, die Seine zu werden. Er selbst hatte sich in das schöne Mädchen sterblich verliebt — und eine solche Partie war keine Kleinigkeit. Eine Nichte des Grafen Larisch zu bekommen, das gab dem ganzen Leben Relief und versprach eine glänzende Laufbahn für Radig.

Dem Oberkellner war es wohl aufgefallen, daß der einsame Gast im Zimmer so lange nichts von sich hören ließ. Er trat ein, und Radig erwachte wie aus einem Traume.

„Wann geht der nächste Zug nach Prag?" fragte er.

„In einer Stunde, mein Herr."

„Sagen Sie, Herr Ober, können Sie mir etwas österreichisches Geld geben? Ich möchte deutsches Reichsgeld gegen österreichisches einwechseln."

„Brauchen Sie viel? Ich habe nur wenig da."

„Ich brauche etwa fünfzig Kronen," sagte Radig.

„Die kann ich Ihnen geben und werde das Geld sofort holen," erklärte der Oberkellner und verschwand.

Radig griff in die innere Tasche seines Rockes, um seine Brieftasche herauszuholen, in der sich seine Banknoten befanden. Aber die Brieftasche war fort. Er fuhr hastig in die andere Brusttasche und fand dort ebenfalls nichts.

Rasch durchsuchte Radig alle übrigen Taschen, er sah unter den Tisch und suchte im Zimmer herum —

aber seine Brieftasche mit ungefähr zwölftausend Mark Inhalt war und blieb verschwunden. Er hatte das Zimmer nur zweimal auf kurze Zeit verlassen und konnte dabei die Brieftasche wohl nicht verloren haben. Er fragte den eben wieder eintretenden Oberkellner, ob eine Brieftasche gefunden worden sei. Der betrachtete jetzt



den Gast mit etwas mißtrauischen Blicken und verneinte. Leute, die ihre Brieftasche verloren haben wollen, sind in Hotels stets etwas verdächtig.

Radig holte jetzt sein Portemonnaie aus der Beinkleidtasche heraus und entdeckte zu seiner großen Erleichterung, daß er noch ungefähr hundert Mark in Gold bei sich hatte.

„Machen Sie mir die Rechnung," sagte er, „aber

das österreichische Geld behalten Sie. Ich werde wohl nicht nach Prag fahren."

Dann saß Radig bei einem Glase Bier am Fenster und starrte ins Leere hinaus.

Es war nicht möglich, er konnte es nicht fassen. Und doch gab es keine andere Erklärung: die Komtesse hatte ihm die Brieftasche gestohlen, als sie ihm so plötzlich um den Hals fiel und ihn küßte.

War das überhaupt eine Komtesse, oder wer war dieses engelhaft schöne Weib sonst?

Eine halbe Stunde später kam das Automobil zurück, und der Fahrer meldete, die Dame sei nur bis zur nächsten Eisenbahnstation gefahren, um den Schnellzug nach Dresden zu erreichen. Er sei gerade noch zeitig genug angekommen, so daß die Dame mit dem Zuge habe abfahren können.

Adieu, Graf Larisch, adieu erträumte Zukunft!

Und in welche Lage hatte sich Radig da gebracht! Er getraute sich gar nicht über die Grenze hinüber nach Böhmen.

Ein Glück, daß man ihn in Breslau nicht persönlich kannte, sonst hätte man gewußt, daß er es war, der in das reservierte Abteil zu dem Manne, welcher dort mit der schönen Sünderin zusammenfuhr, gestiegen war.

— — — — — — — — — — — — —

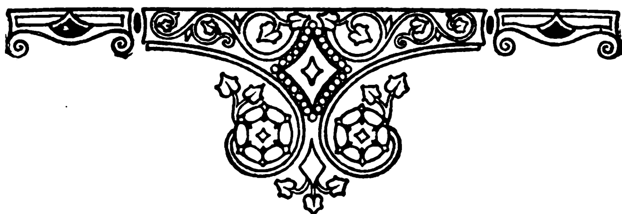
Am Abend fuhr Radig, um eine trübe Erfahrung reicher, auf Umwegen, um Breslau nicht wieder berühren zu müssen, nach Berlin zurück.

Dort las er wenige Tage später in einer österreichischen Zeitung folgende Notiz: „Die berüchtigte Hochstaplerin und Taschendiebin Marie F., welche auch wiederholt als politische Spionin und Agentin tätig gewesen ist, hat mit Hilfe eines Genossen wieder

einmal einen Streich ausgeführt, wie er nur bei dieser raffinierten und verschlagenen Person möglich ist. Nach zahllosen Unterschlagungen und Betrügereien war sie in Berlin verhaftet worden und der ungarischen Polizei, bei der sie ein großes Schuldkonto hatte, ausgeliefert worden. Einer der tüchtigsten ungarischen Polizeibeamten, Polizeiinspektor M. aus Budapest, holte die Verbrecherin von Berlin ab und benützte zur Fahrt über Breslau—Prag—Wien ein reserviertes Abteil dritter Klasse. Die gefährliche Verbrecherin hatte es aber auf irgendwelche Weise verstanden, sich mit einem Helfershelfer in Verbindung zu setzen. Als sich in Breslau der Zug in Bewegung setzte, schwang sich mit Lebensgefahr ein Mann in das Abteil, in dem Polizeiinspektor M. mit der Verbrecherin saß. Bis zur nächsten Station fuhr der Zug fast zwei Stunden. In dieser Zeit hatte sich, wie der Polizeiinspektor später melden konnte, die Verbrecherin mit dem eingestiegenen Genossen irgendwie verständigt. Dann überfiel plötzlich der Fremde den Polizeiinspektor, betäubte ihn durch einige Schläge gegen den Kopf, beraubte ihn seiner Barschaft und sämtlicher Papiere, besonders der Auslieferungspapiere, die sich auf die Hochstaplerin bezogen, und wahrscheinlich hat dann das saubere Paar in Mittelwalde den Zug verlassen, während der betäubte Polizeibeamte weiterfuhr. Es ist bis jetzt nicht gelungen, die gefährliche Hochstaplerin dingfest zu machen. Wahrscheinlich ist sie nach Frankreich oder England entkommen. Aber man wird wohl noch von ihr hören, denn derartige Naturen pflegen den Schauplatz ihrer früheren Tätigkeit nach einigen Jahren immer wieder aufzusuchen. Vermutlich freut sie sich jetzt mit ihrem Mitschuldigen des gelungenen Streiches gegen den unglücklichen Polizeibeamten,

der mit seiner vorgesetzten Behörde noch recht unangenehme Auseinandersetzungen hat."

„Hol euch der Teufel!" brummte Radig. „Ich bin also der Helfershelfer! Und dabei kostet mich die Geschichte zwölftausend Mark bar und einen moralischen Katzenjammer ersten Ranges. Aber ich muß schweigen und darf kein Wort von dem Abenteuer verraten, sonst komme ich in des Teufels Küche und habe wegen Befreiung einer Gefangenen noch Strafe zu gewärtigen. Wer hätte es ahnen können, daß dieses engelhaft schöne Wesen ein solches Scheusal sei! Aber nun können zehntausend Komtessen in Zukunft erzählen, daß sie in Not und Gefahr seien, und mich durch die Zeichensprache um Rettung bitten — ich werde mir die Finger nicht wieder verbrennen. Den Retter spiele ich in meinem Leben nicht mehr!"





Freiluftschulen.

Von Th. Seelmann.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Durch geräumige Klassenzimmer, gute Beleuchtung und Lüftung, sorgfältige Staubbeseitigung, die Einführung von dem jugendlichen Körper angemessenen Schulbänken, sowie die Einschiebung zahlreicher Zwischenpausen suchte man bisher den fast unausbleiblichen Übelständen entgegenzuarbeiten, die der vielstündige Aufenthalt einer großen Anzahl von Kindern in den Schulräumen mit sich bringt. Die Erfolge dieser schulhygienischen Bestrebungen waren im allgemeinen befriedigend, aber sie ließen doch immerhin noch manche unerfüllte Wünsche übrig. Daher geriet man auf den Gedanken, alle störenden Momente dadurch zu beseitigen, daß man von einem Schulgebäude absah und die Kinder während des Unterrichts und ihrer sonstigen Beschäftigung in die freie Natur versetzte. Dieser Gedanke fand dann seine Verwirklichung in der Errichtung von Freiluftschulen.

Die älteste Freiluftschule besitzt Charlottenburg, die Nachbarstadt Berlins. Die Schule liegt an der Grenze der Stadt inmitten eines Fichten- und Laubwaldes. In einer Viertelstunde erreicht man auf der elektrischen Straßenbahn den Waldrand und hat dann noch etwa zehn Minuten bis zu dem Schulplatz zu gehen. Auf ihm ist eine Reihe von größeren und kleineren

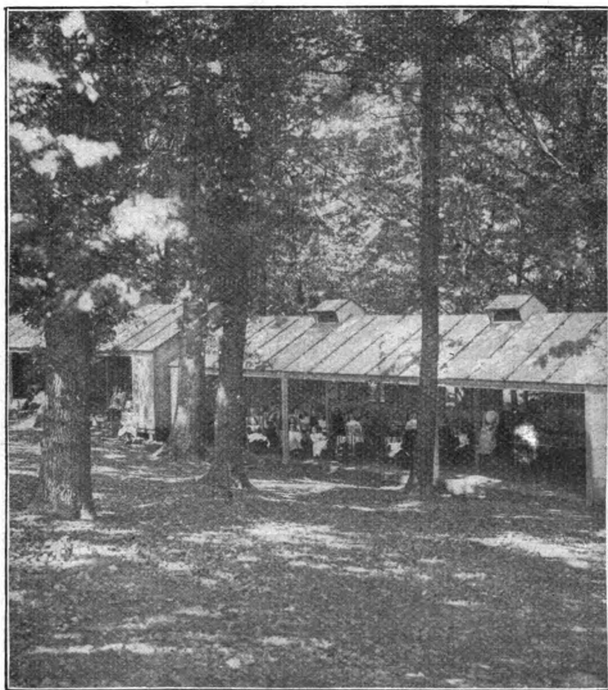
Holzhallen erbaut. Für gewöhnlich findet der Unterricht im Freien statt. Für ungünstige Witterung sind indessen zwei größere, auf allen Seiten offene Hallen errichtet, die mit Bänken und Tischen ausgestattet sind. Demselben Zweck dienen mehrere kleinere



Die offenen Hallen.

Hallen, die in derselben Weise eingerichtet sind und je fünf bis sechs Kinder aufzunehmen vermögen. Ist die Witterung sehr rauh oder naß, so wandert man in die Döckerbaracken, die auf allen Seiten geschlossen sind. Sie enthalten fünf Klassenzimmer und ein Lehrerzimmer. Eine weitere große Halle, die nur nach Süden offen ist und zweihundert Kinder fassen

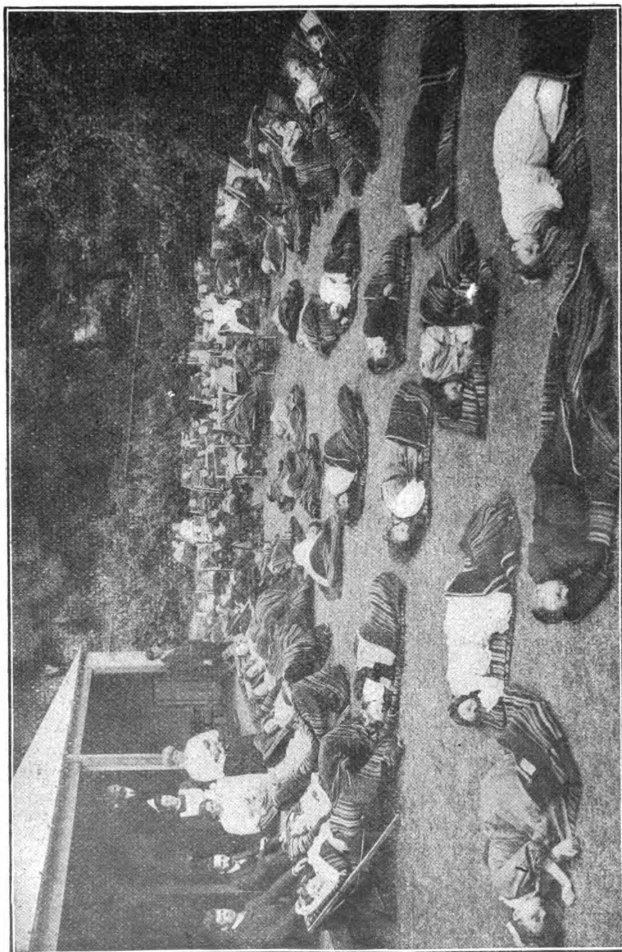
kann, ist für den Aufenthalt der Kinder in den kühleren Abendstunden bestimmt. Dazu kommen dann noch ein Badehaus mit Wannen- und Brausebädern, eine Küche, ein Untersuchungsraum für den Schularzt und



Hallen mit offener Südseite.

ein Raum zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke und Gerätschaften der Kinder. Ein abgegrenzter Platz endlich ermöglicht es, Sonnenbäder zu nehmen.

Die Charlottenburger Freiluftschule wird von zweihundertfünfzig Kindern besucht. Sie erscheinen um



Das Nachmittagsschläfchen im Freien.

³/₄8 Uhr Morgens und kehren um 7 Uhr Abends zu ihren elterlichen Wohnungen zurück, so daß sie also 11 ¹/₄ Stunden in der Schule verbleiben. Aus diesem

Grunde war es nötig, daß die Kinder an Ort und Stelle beköstigt werden. Es werden fünf Mahlzeiten abgehalten, die nach schulärztlicher Anordnung über den Tag verteilt sind. Das einfache,



Anhaltung zur Reinlichkeit.

aber nahrhafte Essen schmeckt den Kindern vortrefflich, und die neuen Schüler entwickeln namentlich, wenn sie erst einige Wochen die Schule besucht haben, einen erstaunlichen Appetit. Ist die ihnen zugemessene Portion verzehrt, so können sich die Kinder eine zweite

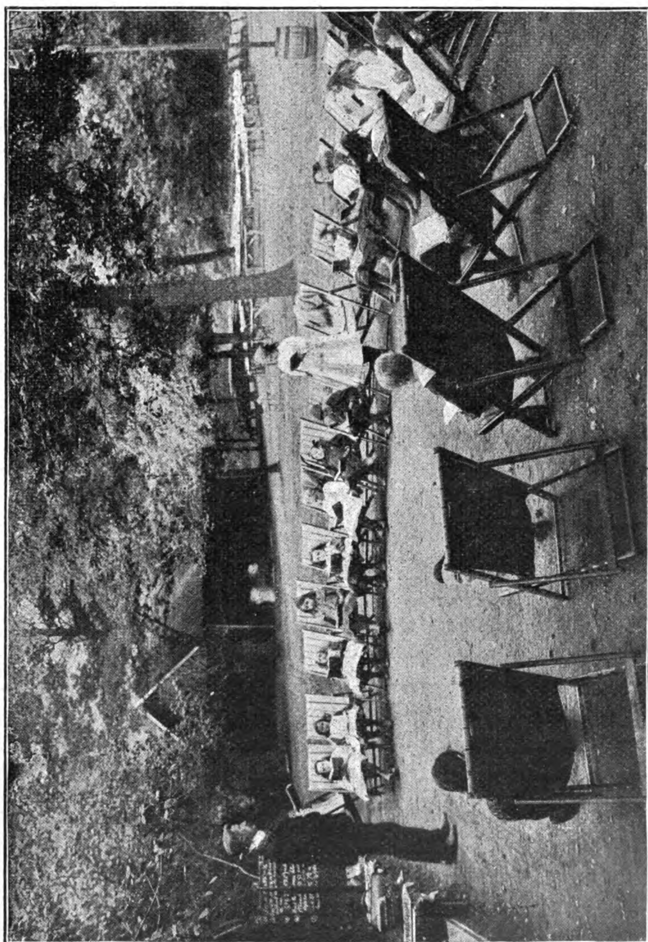
fordern. Für die Beköstigung werden fünfzig Pfennig täglich bezahlt. Bei Kindern unbemittelter Eltern



Feststellung der Gewichtszunahme.

übernimmt die Stadt Charlottenburg die Bestreitung der Unkosten.

Für den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen sind nur zwei bis zweieinhalb Stunden anberaumt. Fünf Stunden entfallen auf den Anschauungsunterricht,



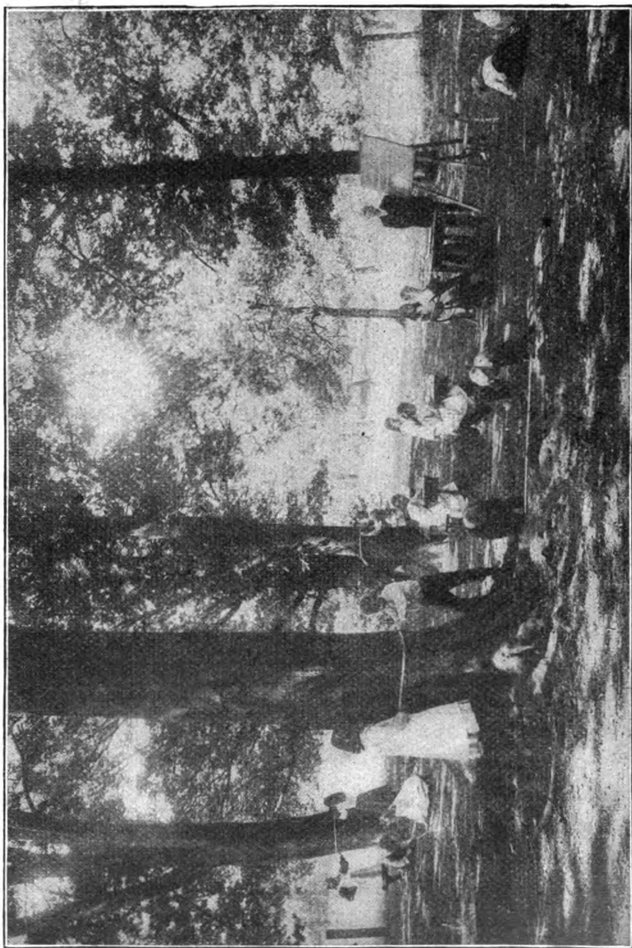
Leseunterricht im Freien.

wie Naturkunde und Erdbeschreibung, Singen, Turnen und Bewegungsspiele. Zwei Stunden sind täglich für den Nachmittagsschlaf festgesetzt.

Die Kinder, die der Freiluftschule zugewiesen werden, werden durch den Schularzt und den Klassenlehrer ausgewählt. Berücksichtigt werden vor allen anderen sogenannte zurückgebliebene Schüler und Schülerinnen der Elementarschulen, das heißt Kinder, die einerseits in den gewöhnlichen Klassen nicht recht vorwärts kommen, anderseits aber auch nicht zu den wirklich Minderwertigen gehören. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß zahlreiche Kinder nicht deshalb zurückbleiben, weil es ihnen an Intelligenz fehlt, sondern daß der Grund für ihr langsames Fortschreiten in körperlichen Mängeln und Leiden zu suchen ist. Man wählt daher in erster Linie Kinder aus, bei denen Blutarmut, Skrofulose, Herzfehler und Lungenleiden festgestellt werden.

Anfänglich verblieben diese Kinder nur drei Monate in der Freiluftschule. Aber trotzdem waren die Ergebnisse überraschend, denn die Zahl der gebesserten und geheilten Fälle belief sich bei Blutarmen auf 70 Prozent, bei Skrofulösen auf 79, bei Herzleidenden auf 50 und bei Lungenleidenden auf 57 Prozent. Dieser Hebung des Gesundheitszustandes entsprach auch die Gewichtszunahme. Im Durchschnitt nahmen die Kinder sieben bis acht Pfund zu, und zwar wöchentlich meist ein halbes Pfund, bei manchen Kindern aber war sogar eine Gewichtszunahme von elf bis achtzehn Pfund zu verzeichnen.

Eine unliebsame Beobachtung war es allerdings in der ersten Zeit, daß sich bei den gebesserten Fällen häufig wieder Verschlimmerungen einstellten, wenn die Kinder in die gewöhnlichen Schulen und in ihre häuslichen Verhältnisse zurückgekehrt waren. Daher entschloß man sich zu einer Verlängerung des Aufenthalts in der Freiluftschule. Im ersten Jahre blieben die



Eine Rechenstunde im Freien.

Kinder, wie erwähnt, nur drei Monate darin. Im zweiten Jahr verlängerte man die Besuchszeit auf sechs Monate, und jetzt währt sie schon acht Monate.

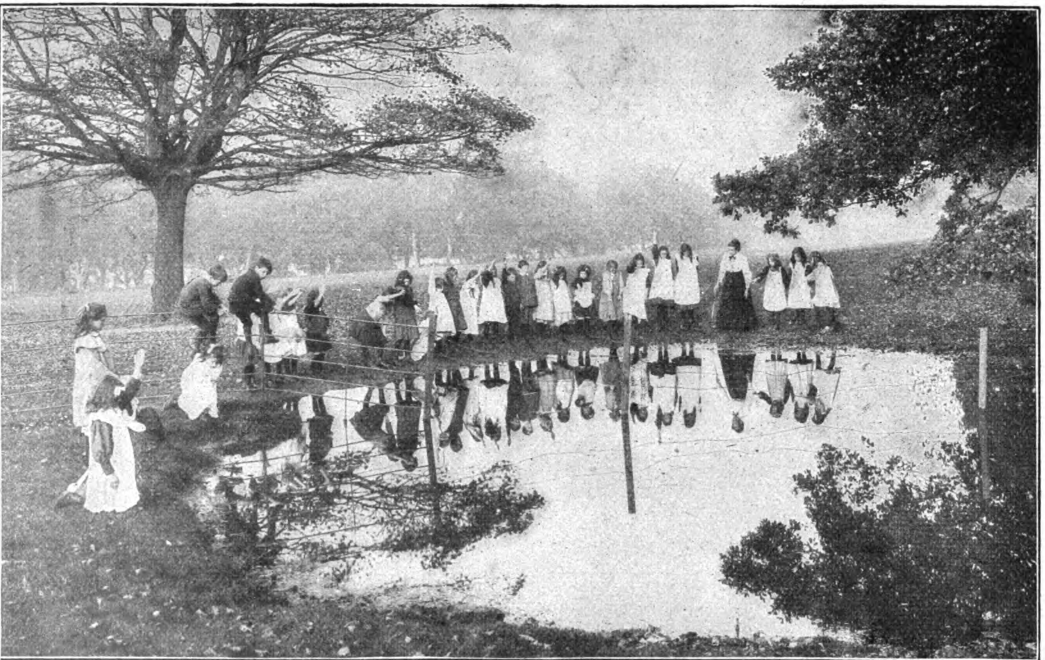
Mit dieser Ausdehnung des Aufenthaltes in der Freiluftschule wuchs die Zahl der Besserungen, und die der Rückfälle ging mehr und mehr zurück. Kinder, bei denen der Erfolg noch nicht völlig befriedigt, können auf Anordnung des Schularztes ein zweites Jahr in die Freiluftschule geschickt werden.

Der nächste Gewinn, den der Besuch der Schule mit sich bringt, ist also eine wesentliche Hebung des Gesundheitszustandes. Die Kinder leben beständig in freier, reiner Luft, genießen, wenn irgend möglich, den Sonnenschein und haben unter günstigen Bedingungen eine ausreichende Bewegung. Damit steigert sich zugleich ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Wetterunbilden, und sie werden in erstaunlicher Weise abgehärtet.

Die Charlottenburger Schule ist jetzt von Ostern bis Weihnachten geöffnet. Es ist keine Seltenheit, daß die Kinder noch im November, wenn der Boden schon mit Schnee bedeckt ist, ihre Mahlzeiten in der offenen Halle einnehmen. Die Gewöhnung an die frische, belebende Luft gestattet es ferner, daß sie ihr Nachmittagsschläfchen im Freien entweder auf Liegestühlen oder sogar bloß auf einer Decke liegend abzuhalten vermögen. Unterstützt werden diese Abhärtungsbestrebungen durch zwei- oder dreimalige Wannen- und Brausebäder in der Woche, wobei die Kinder zugleich zu einer zweckmäßigen Reinlichkeitspflege angeleitet werden.

Von Zeit zu Zeit vorgenommene Wiegungen der Zöglinge geben den Nachweis, ob die gesundheitlichen Fortschritte den Erwartungen entsprechen.

Aber es handelt sich bei diesem Schulbesuch nicht nur um die Besserung des Gesundheitszustandes, sondern ebenso wichtig ist die Frage, welche Erfolge



Naturkunde im Freien.

in der Ausbildung des Verstandes und in der Erwerbung von Kenntnissen erzielt werden. Die Antwort hierauf lautet außerordentlich erfreulich. Obgleich die



Geographischer Unterricht.

Unterrichtszeit in den Hauptfächern nur die Hälfte der sonst dafür bestimmten Stundenzahl beträgt, erwerben sich die Kinder ein solches Maß von Kenntnissen, daß, wenn sie wieder in die Stadtschulen eintreten, sie den hier gestellten Ansprüchen durchaus genügen.



Unterweisung im Waschen.

Es erweist sich also wieder einmal die Richtigkeit des alten Wortes: In gesundem Körper wohnt gesunder Geist. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß

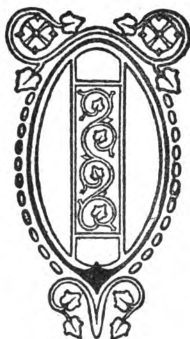
die schönen Ergebnisse durch verschiedene Hilfsmomente beträchtlich erleichtert und gefördert werden. Erstens ist die Zahl der Schüler nur gering, da einem jeden Lehrer nur zwanzig bis fünfundzwanzig Kinder zugeteilt werden. Der Lehrer kann daher den einzelnen Kindern fortgesetzt seine Aufmerksamkeit widmen und sie beständig zu einer regen Teilnahme am Unterricht anspornen. Sodann aber spricht auch die praktische Unterrichtsmethode viel mit. Es wird nicht nur alles Entbehrliche fortgelassen, sondern der ganze Lehrgang wird, soweit angängig, auf dem Anschauungsunterricht und der Verwertung der gewonnenen Kenntnisse begründet. Beispielsweise wird in der Rechenstunde neben der theoretischen Anleitung auch zugleich die Berechnung des Rauminhaltes eines Baumes mittels des Meßbandes geübt.

Einzig in ihrer Art ist die Form, in der der naturwissenschaftliche Unterricht erteilt wird. Man trägt hierbei nicht eine trockene Beschreibung vor, sondern erörtert bei den Wanderungen durch den Wald an den vorhandenen Naturgegenständen ihr Wesen, ihre Entstehung, ihren Nutzen und ihren Schaden. Nach demselben Zuschnitt wird beim Geographieunterricht verfahren. Die Wanderung zu einem Bach gibt Veranlassung, über den Ursprung der Quellen, den Lauf der Gewässer, die Uferbildung und ähnliche Fragen zu sprechen.

Den Besuchern der Freiluftschule endlich wird nebenher auch noch Haushaltungsunterricht erteilt, indem sie in der Schulküche zur Herstellung einfacher Gerichte und in anderen Räumen zum Waschen und Trocknen kleinerer Wäschestücke angeleitet werden.

Ähnliche Freiluftschulen wie in Charlottenburg bestehen in München-Gladbach, Elberfeld und Mühlhausen. Auch hier bringen sie reichen Segen.

Großes Interesse bezeigt man für die deutschen Freiluftschulen im Ausland. So geht man jetzt namentlich in England mit dem Plane um, die unverkennbaren Vorzüge dieses Systems den Kindern der großstädtischen Bevölkerungskreise nach dem in Deutschland erprobten Muster angedeihen zu lassen.





Die Bedenklichen.

Auch eine Heiratsgeschichte von Ilse Petermann.

▫ ▫ (Nachdruck verboten.)

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Hochverehrte, gnädige Frau!

Sie haben freilich gelobt, für mich keinen Finger mehr rühren zu wollen. Ich wäre ein unverbesserlicher Junggeselle, ein Egoist vom reinsten Wasser, der nur an sich und sein Vergnügen und seine Behaglichkeit dächte; ich verdiente gar nicht, eine nette, tüchtige und liebenswürdige junge Frau zu haben; ich wäre ein alter Nörgler, der an jedem Mädchen etwas auszusetzen hätte, als ob ich selbst ein Ideal von Vollkommenheit wäre; ich sollte mir nur ja nicht einbilden, daß junge Mädchen sich etwas aus mir machten, daß ich nur so zuzugreifen brauchte, um an jedem Finger ein Dutzend zu haben; ein junges Mädchen, das etwas gelernt hätte und ihr Brot selbst verdienen könnte, würde sich überhaupt hüten, sich an einen so alten, verknöcherten, bald vierzigjährigen Griesgram zu ketten und so weiter.

Sehen Sie, gnädige Frau, diese Vorwürfe treffen mich durchaus nicht. Darum behielt ich auch stets meine Ruhe, wenn Sie die Schale Ihres Zorns über mich ausgossen, diese große Ruhe, von der Sie sagten, daß sie Sie rasend machen könne. Es war nicht die Ruhe phlegmatischer Temperamentlosigkeit, sondern die Ruhe gefestigter, abgeklärter Männlichkeit. Verzeihen Sie diese schöne, geradezu monumentale Wen-

dung! Ferner sind schöne Frauen in ihrem Zorn doppelt schön und verdienen es, daß man sie in solchen Augenblicken in freudiger und gelassener Ruhe bewundere.

Ich habe nun, wie Sie wissen, nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich ganz gerne heiraten würde. Aber anderseits stehe ich auf dem Standpunkt: es muß nicht um jeden Preis geheiratet werden. Warum soll ich denn durchaus ein Mädchen heiraten, die andere, wenn auch in freundschaftlicher Gesinnung, mir auswählen? Ich gebe zu, daß ich mit allen Ihren sechs bisherigen Kandidatinnen vielleicht, was man so sagt, recht glücklich geworden wäre, vielleicht aber auch nicht. Es fehlte mir jedenfalls bei allen sechsen jenes innere Muß, das Herz zum Herzen zwingt. Ich bin nicht so töricht, mir ein Mädchen ohne Fehler zu wünschen. Ich hätte fast gesagt: so etwas gibt's gar nicht. Fehler hat eine jede. Aber man muß für ein Mädchen, das man heiraten soll, doch etwas ganz Besonderes empfinden, jenes eigenartige Gefühl der Verehrung, das den Mann „hinanzieht", ihm eine Bereicherung und Veredlung seines Daseins verheißt.

Dieses Gefühl ist da oder es ist nicht da. Das muß jeder selber fühlen, und da kann einem niemand dazu helfen. Den Frauen steckt aber die Freude am Ehestiften im Blute, und sie geraten in Zorn, wenn man sie um so einen reizvollen kleinen Ehestiftungsroman betrügt.

Doch, ich möchte Ihnen, verehrte gnädige Frau, nun endlich gerne einmal diesen Genuß bereiten. Ja, ich bin, nach achttägiger, sorgfältiger Selbstprüfung, sogar bereit, Ihnen in kürzester Zeit einen Roman, natürlich mit Verlobung und Hochzeit am Schlusse,

vorzuleben, wenn Sie sich nicht durch das eingangs erwähnte Gelöbnis innerlich gebunden fühlen.

Also, um es kurz zu machen und zur Sache zu kommen: Fräulein Marburg ist ein ganz außergewöhnlich prächtiges Mädel. Sie gaben sie mir doch sicher nicht ohne Absicht zur Tischdame. Was für ein außergewöhnlich gutes Herz haben Sie doch! Ich hätte das Mädel vom Fleck weg heiraten können, so wie sie ging und stand. Also — Fräulein Marburg wird meine Frau werden. Da geb' ich Ihnen Brief und Siegel darauf. Gefühle können ja täuschen, doch „was die hoffende Seele spricht" — ich weiß im Augenblick nicht, wie das Zitat weitergeht, aber jedenfalls: es gibt Ahnungen im Leben. Ich glaube daran.

Und Sie werden das Werkzeug des Schicksals werden, und bei unserer Hochzeit sitzen Sie neben mir — in Ihrem „Grauseidenen" natürlich! Nicht wahr, Sie laden uns recht bald wieder einmal zusammen ein? Nur unauffällig, damit „sie" ja nichts merkt! Frauen wissen so etwas immer einzurichten. Aber bitte dann den ekelhaften Kerl, diesen Oberlehrer, nicht wieder einzuladen. Der Mensch verdirbt mir die ganze Stimmung mit seinem süßlichen Getue. Ich hätte ihm — verzeihen Sie — den Hals umdrehen können, so ging er mir auf die Nerven. Schon allein diese quarrende Stimme! Und dann diese aufgeblasene Selbstgefälligkeit! Der Kerl ist ein entsetzlicher Pedant, Philister allererster Güte. Diese Sorte von Menschen kann ich nun einmal nicht ausstehen.

Ich bitte aber tausendmal um Entschuldigung, verehrte gnädige Frau, von wegen dem „Kerl" in erster Linie und dann überhaupt von wegen eigentlich allem, was ich schrieb.

Vergessen Sie nur den Bittsteller und seine Bitte

nicht! Kommt alles zum Klappen, dann werden Sie ja so eine Art Schicksalsschwiegermutter, und dann werd' ich Sie natürlich erst recht verehren.

Vergessen Sie nicht: Doppelt gibt, wer schnell gibt!

In aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Ihr ergebener

Paul Peters.

* * *

Frau Luise Brüggemann an Herrn Paul Peters.

Lieber Freund!

Sie sind wirklich unverbesserlich! Schade, daß ich nicht alle Ihre Briefe, die gleiche oder ähnliche Bitten enthielten, aufbewahrt habe, das würde mir meine Strafpredigt bedeutend erleichtern, denn bekommen tun Sie natürlich eine, wenn Sie auch in weiser Vorsicht versucht haben, sie mir vorwegzunehmen.

Ich will Ihnen durchaus keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie noch nicht geheiratet haben, denn ich finde, jeder Hagestolz straft sich selbst am meisten, indem er sich freiwillig von dem ausschließt, was doch nun einmal nach Ansicht der meisten Menschen das höchste Glück des Lebens ausmacht. — Also Vorwürfe erübrigen sich da. Woraus ich Ihnen aber einen Vorwurf mache, das — ja, nun kommt also die Strafpredigt, die Sie mir alten Frau, die fast Ihre Mutter sein könnte, hoffentlich nicht übelnehmen werden.

Ich leugne gar nicht, daß ich Sie früher gerne verheiratet hätte, weil ich's eben herzlich gut mit Ihnen meinte. Ich leugne ferner nicht, daß ich Ihnen die nettesten jungen Mädchen meiner Verwandtschaft und Bekanntschaft mit dem ausgesprochenen Wunsche zu Tischdamen gegeben habe, es möchte sich „Herz zum Herzen finden“. Und was war das Ergebnis? Mit ganz wenigen Ausnahmen fanden Sie die be-

treffenden jungen Damen entzückend, waren Feuer und Flamme, verliebten sich prompt, baten mich um meine weitere Vermittlung, recht baldiges „zufälliges“ Wiedersehen betreffend, und wenn ich dann voll freudigster Erwartung und Hoffnung dieses Wiedersehen wirklich zu stande brachte, erklärten Sie mir nach acht, höchstens vierzehn Tagen, daß Sie sich doch geirrt hätten und lieber verzichten wollten aus den und den Gründen. Ein Glück nur, daß die betreffenden jungen Mädchen sich nicht ebenso schnell in Sie verliebt hatten, aber doch — — — ich weiß von zwei oder drei, denen Sie eine Enttäuschung, eine Anzahl trüber Stunden bereitet haben, und das — ich habe nie mit Ihnen darüber gesprochen — aber das hat mein Gewissen beschwert, ich fühlte mich mitschuldig.

Ich halte, wie Sie wissen, überhaupt nicht viel von Liebe auf den ersten Blick; aber es waren doch unter meinen Heiratskandidatinnen, wie Sie sie zu nennen belieben, einige äußerlich und in ihrem Wesen so entzückende Mädchen, daß mir eine solche Liebe verständlich erschien. Darum versuchte ich Ihnen weiterzuhelfen, um freilich bald zu erkennen, daß Ihre sogenannte Liebe nichts weiter als ein hastig aufflackerndes und ebenso schnell wieder verlöschendes Strohfeuer war. Und da das so oft passierte, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Sie einer wirklichen, großen Liebe, einer tiefen, heißen, treuen und wahrhaftigen Liebe überhaupt nicht fähig sind, oder doch jetzt nicht mehr fähig sind.

Wie so viele Männer, haben auch Sie, mein lieber Freund, den Liebesschatz Ihres Herzens verausgabt in tausend kleinen Gefühlchen. Da bleibt Ihnen nun das wahre Paradies verschlossen.

So — das ist die Meinung einer alten Frau, die

Sie zu kennen meint. Nun schelten Sie, so viel Sie können! —

Was nun Eva-Marie Marburg anbetrifft, so gehört sie entschieden zu den Mädchen, in die man sich nicht auf den ersten Blick zu verlieben pflegt. Sie ist nicht mehr ganz jung — wenn ich mich nicht irre, siebenundzwanzig Jahre — sie ist nicht schön und nicht besonders heiter und lebhaft, und was sie sonst ist, das können Sie nach den wenigen Stunden, die Sie mit ihr zusammen waren, gar nicht wissen. Ich aber weiß es — nämlich ein liebes, kluges, feinfühliges Menschenkind, ein Mädchen, das gar nicht daran denkt, durchaus heiraten zu wollen, das nach einer tiefen Enttäuschung, die es vor Jahren gehabt, schwer seinen Glauben an wahre, uneigennützige Liebe und Treue bei euch Männern wiederfinden würde. Niemand eignet sich weniger als Eva-Marie Marburg dazu, „verheiratet zu werden“. Und gerade, weil ich das wußte und anderseits Sie vollständig aufgegeben hatte, gab ich sie Ihnen als Tischdame. Sie irren sich also, lieber Freund — dieses Mal war keine Absicht dabei! Und nun kommen Sie und behaupten, sich gerade in dieses Mädchen verliebt zu haben. Es ist mir wirklich ganz unerklärlich!

Vielleicht würde ich, wenn es sich um eine andere handelte, doch noch einmal meinem Vorsatz ungetreu geworden sein. Ich sage: vielleicht! Aber gerade bei dieser tue ich es nicht, kann ich es nicht. Ich liebe Eva-Marie wie eine eigene Tochter — warum, das sage ich Ihnen vielleicht ein anderes Mal — und ich wünsche ihr von Herzen ein ganzes, volles Glück, und das — nennen Sie mich meinetwegen hart — das würde sie an Ihrer Seite nicht finden. Vor allen Dingen aber wird Ihr gegenwärtig verliebter Zustand

— ich spreche absichtlich nicht von Liebe — nicht vorhalten, und vor einer Enttäuschung, die sie härter treffen würde wie jede andere, will ich Eva-Marie bewahren.

So, da haben Sie nun Ihre Strafpredigt, lieber Freund, vielleicht sind Sie ehrlich genug, sich einzugestehen, daß ich nicht ganz unrecht habe. Vielleicht ist das Strohfeuer ja auch schon wieder verflackert. Ich hoffe es.

Es grüßt Sie in aller Freundschaft

Ihre

Luise Brüggemann.

P. S. Ich weiß gar nicht, was Sie gegen den Oberlehrer haben. Er ist ein gediegener, ruhiger, solider Mensch, erst zweiunddreißig Jahre alt, also im heiratsfähigsten Alter. Warum soll er sich da nicht unter den Töchtern des Landes umschauen?!

Nochmals besten Gruß D. O.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Vorbemerkung. Ich habe gegen Ihren Oberlehrer gar nichts. Ich glaube gern, daß er gediegen, ruhig, solide und heiratsfähig ist. Im übrigen geht er mir aber auf die Nerven. Ich kenne kaum einen Menschen, gegen den ich solche „Abneigung auf den ersten Blick" verspürt hätte. Er hat nicht einen Funken von Poesie im Leibe. Zu einer richtigen Ehe gehört aber Poesie, und die hat dieser künftige Musterehemann absolut nicht. Es tut mir jedes Mädchen förmlich in der Seele leid, die ihn einmal kriegt. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber wenn dieser Süßholzraspler sich neben mir durch die Paradieses-

pforte sollte durchzwängen wollen, dann gibt's ein Unglück! Und wenn man mir die Paradiesespforte verrammelt, sprenge ich sie, wenn's sein muß, mit einer Bombe. —

Im übrigen habe ich, verehrte gnädige Frau, Ihre Zeilen mit rechter Erbauung gelesen. Einige Male, ich gestehe es, lief mir es kalt und warm den Rücken hinauf und hinunter. Aber als ich an die Stelle kam, wo Sie mich sozusagen als Piraten der Liebe ans Kreuz nageln und mich für einen wirklichen Ernstfall als felddienstunfähig bezeichnen, da schlug ich mit der Faust auf den Tisch. An meiner Seite soll Eva-Marie — ich finde den Namen geradezu entzückend! — kein volles Glück finden?! — Passen Sie auf, ich werde Ihnen noch das Gegenteil beweisen! Sie haben, meine Gnädigste, gewiß nie im Leben unrecht gehabt — dies eine Mal aber haben Sie's!

Alles in allem bleibt indessen nach mehrfacher gründlicher Lektüre Ihres Briefes — Ihrer „lieben Zeilen" kann ich nicht gut sagen, dafür sind Sie diesmal zu sehr Rachegöttin! — ein starker Optimismus zurück, und ich sagte mir: „Paul Peters, paß auf, es gibt ein Wiedersehen!"

Wenn die Frauen recht gescholten haben und in ihrem Zorn sich zu harten Worten hinreißen ließen, dann pflegt ein Rückschlag bei ihnen einzutreten, ihr gutes Herz beginnt sich zu regen. Sie möchten alles gutmachen, die Wunde, die sie schlugen, wieder verbinden. In solcher Stimmung sind die Frauen zu Zugeständnissen geneigt. Eine Frau aber, die zu Zugeständnissen neigt, ist so gut wie gewonnen — oder verloren, je nachdem.

Damit Sie aber sehen, daß ich die Sache durchaus nicht leicht nehme, will ich noch einen regelrechten

Sturm auf Ihr liebes, gutes, altes Herz machen. — Ich soll meinen vorhanden gewesenen Liebesschatz in tausend kleinen Gefühlchen verausgabt haben!? — Verehrte gnädige Frau, ich habe nie in meinem Leben einem Mädchen von Liebe geredet, nie einen Liebesbrief geschrieben. Gewiß habe ich schon manches Mal für Mädchen geschwärmt, denn als schönheitsdurstiger Mensch hat mich von jeher Frauenschönheit in Entzücken versetzt. Was aber haben solche „Gefühlchen" mit wahrer Liebe zu tun? Wie kann man seinen Liebesschatz in solchen Gefühlchen überhaupt ausgeben? Ebensowenig wie sich die Sonne durch die Morgenröte verausgabt, die sie an den Himmel zaubert, ehe sie selbst in ihrer ganzen majestätischen Kraft und Schönheit erscheint.

Um bei dem Bilde zu bleiben, möchte ich diese „Gefühlchen" lieber „die Morgenröte meiner Liebe" nennen! Wundervoll — was?

Die schweren Verpflichtungen, die mir die Krankheit meiner einzigen Angehörigen, meiner alten gelähmten Tante und meiner unglücklichen Schwester, so viele Jahre auferlegten, machten es mir, wie Sie wissen, lange unmöglich, zu heiraten. Diese Jahre haben mich gelehrt, jedes aufkeimende tiefere Gefühl für ein junges Mädchen zu ersticken. Ich gestehe aber, daß ich mich manchmal, wenn auch nur auf Stunden oder Tage, dem Zauber echter Weiblichkeit — und zwar nicht im Strohfeuer, sondern nur in vorübergehendem Mangel an Willenskraft überließ.

Wenn ich so weiter zurückdenke, so kann ich feststellen: ich habe eigentlich nie „poussiert" oder „Gefühlchen kultiviert". Poussierereien erschienen mir immer furchtbar albern. Diese Abneigung mag wohl damit zusammenhängen, daß ich an der Seite eines bildhübschen Bruders heranwuchs, der mir stets vor-

gezogen wurde — von Männlein wie Weiblein. Später als Student hatte ich das Glück, einige Freunde zu besitzen, die wieder hübscher, klüger und interessanter waren als ich. Als Kind haßte ich meinen Bruder geradezu; aber später hat das Gefühl aufrichtiger Freundschaft für ihn und meine Freunde das Gefühl des Neides und der Eifersucht vollständig aufgehoben. Ich wurde es gewohnt, so ein bißchen im Schatten zu stehen, fühlte mich aber in der Freundschaft meiner Freunde sehr glücklich und zufrieden. Es kam mir nur nie der Gedanke, daß ein hübsches Mädchen — und aus anderen machte ich mir nichts — nach mir ausschauen könnte. In dem Punkte fehlte mir jedes Selbstbewußtsein, obwohl ich sonst im Verkehr mit jungen Mädchen keineswegs schüchtern oder befangen war.

Die strenge Erziehung in meinem Elternhause, die Ungewißheit meiner Zukunft nach Beendigung der Universitätsjahre mögen unbewußt auch dazu beigetragen haben, daß ich in Liebessachen zurückhaltend war. Vom Erzvater Jakob wird zwar berichtet, als die sieben Jahre, die er um Rahel diente, um waren: „Es deuchte ihm, als wäre es ein Tag gewesen, so lieb hatte er sie.“ Ich selbst verspürte aber nie Lust zu diesem Experiment. Ein Mann soll ein Mädchen nur dann an sich ketten, wenn er im stande ist, ihr eine würdige Existenz zu bieten.

Nun fühle ich mich eigentlich erst seit zwei Jahren, seit dem Tode meiner Angehörigen, völlig frei. Aber es ist eigentümlich, wie die Vergangenheit doch eine Macht über uns ausübt. Wenn es sich um einen Heiratsplan handelte, hatte ich stets das Gefühl: es wird ja doch nichts! Ich fühle mich in meiner Häuslichkeit so wohl, sie bewegt sich seit Jahren in so ruhigen und festen Bahnen, daß ich von dem Gedanken nicht los-

komme, daß es immer so bleiben wird. — Sie dürfen auch nicht vergessen, gnädige Frau: mit vierzig Jahren ist man nicht mehr sentimental. Aber das Licht lockt doch immer wieder die Motte, und im Herzen stehen immer wieder die alten Wünsche auf. Weib und Kind gehören nun einmal zu einem rechten, vollen Leben.

Fontane sagt in einem seiner Gedichte so schön:

„Das Haus, die Heimat, die Beschränkung —
Die sind das Glück, die sind die Welt!"

Ein engumfriedetes Haus habe ich mir schon gebaut; darin soll nun Eva-Marie schalten in ihrer stillen, schlichten, tiefen Art. Und auf unserem häuslichen Herd soll kein Strohfeuer brennen, sondern eine stille, verschwiegene Glut soll unter der Asche glimmen.

Einstweilen bin ich noch gar nicht in Eva-Marie verliebt. Es ist aber, als hätten wir uns immer gekannt, und als wären unsere Herzen von gleicher, unausgesprochener Sympathie und gegenseitigem tiefsten Vertrauen erfüllt. Ich hoffe indes, daß ich einmal noch recht verliebt in Eva-Marie sein werde. Das kommt aber erst — Sie werden sehen! — nach Verlobung oder Hochzeit!

Und nun zu guter Letzt: Wann werden Eva-Marie und ich bei Ihnen wieder zusammen sein? — Dann veranstalten wir einen schönen musikalischen Abend — nicht wahr?

Ihr Ihnen stets herzlich ergebener und in aufrichtiger Verehrung zugetaner

Paul Peters.

P.S. Das nachstehende wundervolle Gedicht Gustav Falkes, das ich eben zufällig wieder aufschlage, soll Eva-Marie in meinem ersten Briefe nach der Verlobung mitgeschickt bekommen:

Ein Unterschied.

Das war einmal: ich liebe dich!
Wie Jugend wohl zur Jugend sagt,
Die sich in ihrem Überschwang
An alle großen Worte wagt.

Jetzt fragst auch du nicht: liebst du mich?
Du fragst nur schlicht: hast du mich lieb?
Und lächelst, wenn nach Lust und Blust
Die reife Frucht am Stengel blieb.

„Ich hab' dich lieb!" Das klingt so süß,
Und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
Wenn rings der Blick im Vollbesitz
Auf segensschöne Felder schaut.

Gib deine Hand und keinen Kuß,
Mein Weib — nur Blick in Blick — so gib
Und hör das Sommersegenswort,
Das reife Wort: ich hab' dich lieb!

* * *

Frau Luise Brüggemann an Herrn Paul Peters.

Lieber Freund!

Ich erkläre mich für besiegt. Ihr Brief ist so ganz anders, wie ich Sie sonst kenne; er spricht zu meinem Herzen und — er hat mich überzeugt, daß ich Sie doch zu hart beurteilt habe. Es ist merkwürdig, wie leicht wir Frauen unsere Meinung ändern, wenn die Männer in weichen, in „Molltönen" zu uns reden und uns wissen lassen, daß auch ihnen das wahre Gefühl für das, was uns Frauen das Höchste und Heiligste ist, nicht fremd ist.

Wissen Sie, was mir am meisten gefallen hat in Ihrem Brief? Daß Sie schreiben, Sie seien nicht verliebt in Eva-Marie. Das Wort und der Begriff „verliebt" ist mir von jeher unsympathisch gewesen, und gerade in Bezug auf Eva-Marie angewendet

wäre mir das „verliebt“ so wenig passend erschienen. Es freut mich, daß Sie von Eva-Maries stiller, schlichter, tiefer Art sprechen; das zeigt mir — — doch nein, ich will nicht von einem Extrem ins andere fallen und Ihnen nun Schmeicheleien schreiben, nachdem ich Sie kaum erst in den schwärzesten Farben geschildert. Also — ich erlaube mir, Herrn Paul Peters hiermit zum nächsten Sonnabend zu meinem musikalischen Tee einzuladen. An Eva-Marie habe ich schon geschrieben.

Eine kleine Enttäuschung muß ich Ihnen aber doch bereiten: ich konnte nicht umhin, den Oberlehrer auch einzuladen, da ich seine Mutter einladen mußte. Nun, lieber Freund, seien Sie nicht zu böse über diesen kleinen bitteren Tropfen in Ihren Freudenkelch, und bringen Sie Ihre schönsten Lieder am Sonnabend mit.

Ihre alte, viel zu gutmütige Freundin

Luise Brüggemann.

* * *

Frau Luise Brüggemann an Herrn Paul Peters.

Lieber Freund!

Inliegend ein Briefchen von Eva-Marie. Es ist vielleicht nicht recht, daß ich Ihnen den Brief schicke. Ich möchte aber, daß Sie in dieser Angelegenheit vollständig klar sehen und — Sie lernen Eva-Marie kennen aus diesem Brief. Wenn Sie noch zum Sonnabend absagen wollen, nehme ich es Ihnen nicht übel.

Mit bestem Gruße

Ihre

Luise Brüggemann.

* * *

Eva-Marie Marburg an Frau Luise Brüggemann.

Liebes Tantchen!

Natürlich komme ich sehr gern am Sonnabend, und

ich danke Dir, daß Du wieder an mich gedacht hast. Ich möchte Dir nun aber noch vorher in aller Offenheit, wie ich es Dir gegenüber gewöhnt bin, mein Herz ausschütten. Ich weiß ja, mein liebes altes Tantchen wird mich verstehen wie immer und mir nicht etwa zürnen.

Zu Deiner reizenden Abendgesellschaft hattest Du mich als einziges junges Mädchen eingeladen, und Du hattest mich zwischen zwei wie man so sagt „heiratsfähige" und allem Anschein nach auch „heiratslustige" junge Herren gesetzt, und da möchte ich Dir, um allem vorzubeugen, sagen: der Oberlehrer ist mir im höchsten Grade unsympathisch, und den anderen, diesen Herrn Peters, möchte ich auch niemals heiraten. Ich glaube nämlich, mein gutes Tantchen, daß Du eine kleine Absicht hattest bei diesem Arrangement, daß Du in Deinem lieben, mütterlichen Herzen, das es so gut meint mit mir, einen Wunsch hegtest, und ich denke beinahe, dieser Wunsch wird Dich veranlassen, mich auch am Sonnabend mit diesen beiden Herren zusammenzubringen.

Warum mir Herr Doktor Leupoldt unsympathisch ist, will ich nicht erst erläutern, aber wegen Herrn Peters will ich Dir doch eine Erklärung geben, denn ich weiß, daß Du gerade für ihn viel übrig hast, Du hast mir ja oft genug von ihm geschrieben und erzählt. Herr Peters hat mir nämlich ein wenig — nein, offen gesagt, ziemlich stark — den Hof gemacht, und das beängstigt mich, denn ich weiß, daß die Herren, wenn sie erst vierzig sind und die sogenannte Torschlußpanik bei ihnen zum Ausbruch kommt, sich leicht zu Unvorsichtigkeiten hinreißen lassen, die sie nachher bereuen und welche die entgelten muß, deretwegen sie begangen wurden. Ich habe ja genug Gelegenheit gehabt,

Studien zu machen in meiner Verwandtschaft. Ich weiß, daß ich nicht schön bin, nicht mehr jung, nicht reich genug, um durch mein Geld Liebe zu erwecken, daß meine jahrelange, so unglücklich endende Verlobung auch für viele Männer ein Hinderungsgrund sein würde, denn sie wollen ja alle für die Erwählte der Erste und Einzige sein, auf den diese unbewußt all die Jahre in Demut geharrt hat — kurz, ich darf also eigentlich gar keinen Anspruch darauf machen, aus Liebe geheiratet zu werden. Und doch tue ich's! Aber weil das der Fall ist, werde ich eben gar nicht heiraten.

Nur manchmal baue ich Luftschlösser, träume davon, daß ich doch noch einmal meiner Schwesterseele begegnen könne, daß das Glück doch noch zu mir käme:

„Ob getäuscht auch viel und oft,
Niederschwebt's auf goldner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft —"

wie Du, gutes Tantchen, mir einmal vor Jahren schriebst. Aber ich weiß, daß das ewig Träume bleiben werden. Ich bin kein Sonntagskind des Glückes.

Was Herrn Peters anbetrifft, so glaube ich, daß er nun gerne möglichst bald heiraten möchte. Allzu hohe Ansprüche kann er nicht mehr machen; einem ganz jungen Mädchen erscheint ein vierzigjähriger Herr ja schon als „alter Knabe"; sehr hübsche Mädchen heiraten aber gewöhnlich schon früh, oder es hat irgend einen kleinen Haken. Vielleicht ist es ihm auch sympathisch, daß ich sozusagen Deine Adoptivnichte bin, denn er scheint Dich ja sehr zu verehren — aber siehst Du, das will ich nicht, will ich auf keinen Fall, liebes Tantchen. Also, ich bitte Dich, verschone mich mit diesen beiden Ehekandidaten! Sollten sie aber am Sonnabend auch kommen, so tu mir den Gefallen

und lade noch Herta Prellius ein! Die wird sie dann schon mit Beschlag belegen.

Zürne mir nicht, liebes Tantchen, und empfange Sonnabend mit keiner Strafpredigt

Deine dankbare Nichte

Eva-Marie.

P. S. Hast Du Herrn Peters erzählt, daß ich schon einmal verlobt war?

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Verehrte gnädige Frau!

Natürlicherweise laden wir Herta Prellius ein. Nein, muß das ein Mädel sein! Und natürlicherweise geben wir sie dem Oberlehrer! Schade, daß wir nicht gleich, wie's in Amerika Mode ist, eine Schnelltrauung vornehmen können. Ich trüge herzlich gern die Kosten.

Ich werde prompt zur Stelle sein in meinem pikfeinen, extra Eva-Maries wegen neuerstandenen Anzug, dazu einem grandiosen Schlips — na, Sie werden ja sehen, ich will nicht vorgreifen!

Im ersten Schreck hatte ich eigentlich, feige wie wir Männer sind, absagen wollen, beim näheren Studium des Briefes stieg aber das Barometer meiner Gefühle wieder. Und ich habe den Brief gründlich studiert, wie ein Professor eine alte Handschrift.

Also: der Oberlehrer ist Eva-Marie im höchsten Grade unsympathisch. — Mir auch. Das klingt so wahr, so unzweideutig, so befreiend aufrichtig. — Sehen Sie, da haben wir schon die schönste Übereinstimmung unserer Empfindungen. Natürlich ist Eva-Maries Urteil über Herrn Peters aus Rücksicht auf ihre Tante zurückhaltender. Wäre er ihr aber direkt unsympathisch, würde sie bei ihrer großen Offenheit,

die aus dem ganzen Briefe spricht, dies auch fraglos ausgesprochen haben.

Und wenn einem Mädchen ein Herr wirklich ganz gleichgültig ist, wird ihr auch nichts daran liegen, ob er von ihrer früheren Verlobung erfährt oder nicht, also — ich glaube, daß die Aussichten besagten Herrn Peters' durchaus keine so schlechten sind, wie's auf den ersten Blick scheinen könnte, und daß er allen Grund hat, sich zu dem bisherigen Erfolg zu gratulieren. Eva-Marie hat ihr kleines liebes Herz, wie mir scheint, künstlich mit einem Wall von allen möglichen Vernunftgründen umzogen; ihr gesundes, warmes Empfinden sinnt aber schon unbewußt auf Übergabe der Festung.

Eva-Maries Brief behalte ich natürlich vorläufig zurück, um mich noch mehr in die Geheimnisse dieser reizenden und charakteristischen Mädchenhandschrift zu vertiefen.

Einstweilen dankt Ihnen herzlich für Ihre diesmal wirklich lieben Zeilen

Ihr aufrichtig ergebener

Paul Peters.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Durch Eilboten.

Verehrte gnädige Frau!

Kann heute abend unmöglich kommen! Meine alte Hausdame ist plötzlich erkrankt. Ist so etwas denkbar? Heute — ausgerechnet heute bekommt sie entsetzliche Magenkrämpfe. Ich holte sofort den Arzt. Da ihr weibliche Hilfe fehlt, kann ich nicht aus dem Hause. Sitze nun, statt neben Eva-Marie, neben dem Küchenherd und mache Wasser heiß, damit die

Kranke ihre Umschläge haben kann. Es ist um verrückt zu werden! Mein einziger Trost ist Herta Prellius. Im übrigen erlassen Sie es mir, Ihnen meine Gefühle zu schildern. Ich versinke langsam in einen Zustand völliger Verzweiflung.

Bitte, empfehlen Sie mich bestens Eva-Marie, ja sogar auch dem Herrn Oberlehrer Doktor Leupoldt und unbekannterweise den anderen Herrschaften. Sagen Sie ihnen, ich koche erstens vor Wut und zweitens Wasser.

Es grüßt Sie in tiefer Trübsal und Eile

Ihr

Paul Peters.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Verehrte gnädige Frau!

Es ist Mitternacht. Ich zitierte eben jenes schwermütige Wort von Faust:

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein!“

Die Krämpfe haben nachgelassen, die Kranke schläft; ihr bleicher Mund strömte über von Dank, daß es auf Augenblicke wie süßer Friede in mein Herz zog: so eine Art „Lohn der Demut, die sich selbst bezwang“. Nun aber sitze ich hier an meinem Schreibtisch und hadere mit dem Schicksal, und dazwischen höre ich im Geiste Ihre milde tröstende Stimme: „Wer weiß, wozu das alles gut ist? Es ist ja nicht immer angenehm, stillhalten zu müssen, wenn alles sich gegen uns verschworen zu haben scheint. Namentlich für Menschen, die auf Freiersfüßen gehen!“ Und dazwischen höre ich wieder Eva-Maries sanfte Stimme und sehe ihre schlanken Finger über die Tasten gleiten.

Heute abend wollte ich ihr ihr Lieblingslied singen: Tom der Reimer. Wie hatte ich mich auf jene Stelle gefreut, wo der Reimer auf die Kniee niedersinkt und spricht: „Bist du die Himmelskönigin?“ — — Diese Frage sollte der „dunklen Gefühle Gewalt“ wecken, die in Eva-Maries Herzen „wunderbar schliefen“.

— — — Denken Sie, eben hatte ich ein seltsames Erlebnis. Man könnte es fast eine Vision nennen. Draußen am Himmel steht der Vollmond. Ich sehe ihn durchs Fenster von meinem Schreibtisch aus klar und groß. Wie ich mich nun in meinen Sessel zurücklehne, dem Rauche meiner Zigarre „sehnsuchtsvoll“ nachsehend, war mir plötzlich, als verändere der Mond sein Aussehen. Ich schaute erstaunt und gespannt auf — und siehe, der Mond hatte die Gestalt meines Kopfes angenommen. Während ich noch überlegte, durch welche optische Täuschung dieses seltsame Lichtbild am nächtlichen Himmel zu stande gekommen sein mochte, verwandelte sich der Mond langsam in einen Frauenkopf. Das Profil war nur wenig zu sehen, dafür aber eine Fülle von lichtem Haar, über das es wie himmlisches Licht flutete. Meine Phantasie und meine Sehnsucht ließen mich bald Eva-Maries Züge erblicken. Es war ein eigenartiger, bezaubernder Anblick. Und da man das gerne glaubt, was man wünscht, nahm ich das Geschaute als ein gütiges Omen hin: daß unsere Ehe jetzt im Himmel beschlossen wäre und unsere Bilder dort nun für die Seligen öffentlich ausgestellt würden.

Und plötzlich änderte sich das lichte Bild ein zweites Mal, und milde lächelnd sah ich einen Greis mit weißen Locken und bartlosem Gesicht, vom Aussehen eines würdigen Geistlichen, zu mir herabschauen, der mehrmals freundlich nickte. Das himmlische Aufgebot!

Dann war auf einmal alles zu Ende. Bitte, lächeln Sie nicht! — — —

Nun bin ich wieder ganz voll froher Zuversicht und erwarte von Ihnen recht bald Nachricht, wie der Abend verlief. Schreiben Sie mir, bitte, dann doch auch, warum Eva-Marie Ihrem Herzen besonders nahe steht!

Ihr getrösteter

Paul Peters.

* * *

Frau Luise Brüggemann an Herrn Paul Peters.

Lieber Freund!

Das nenne ich wirklich Pech haben. Trotzdem ich eigentlich zuerst gedacht, Sie würden nach der Lektüre von Eva-Maries Brief zum Sonnabend absagen, war ich doch nun sehr enttäuscht, als wirklich Ihre nachträgliche Absage kam. Der ganze Abend war mir eigentlich zerstört, denn ich mußte fortwährend an Sie und Ihr Mißgeschick denken. Über etwas können Sie wenigstens völlig beruhigt sein: der Oberlehrer hat kaum ein Wort mit Eva-Marie gesprochen. Er schien entzückt von seiner Tischdame Herta Prellius, die allerdings mit ihrer äußerst lebhaften Art bedeutend besser zu ihm paßt als Eva-Marie. Die schien mir gestern noch stiller als sonst. Nach Tisch meinte sie zu mir in einer ganz allerliebst verlegenen Art, ich möchte ihr nicht böse sein, daß sie mir unrecht getan, sie sehe ja nun an der Abwesenheit des Herrn Peters, daß sie sich ganz unnötigerweise Gedanken gemacht. Worauf ich ihr natürlich von Ihrem Pech erzählte. Sie konnte aber nichts weiter darüber äußern, da andere unser Gespräch störten. Als sie mir dann lebewohl sagte, machte sie mir eine Mitteilung, die wieder eine große Ent-

täuschung für Sie sein wird. Eva-Marie reist schon übermorgen auf mehrere Wochen nach Eisenach zu ihrer Freundin Martha Bergmann. Diese Freundin ist nämlich verlobt, heiratet bald und will nun vorher gern noch einige Zeit mit Eva-Marie zusammen sein. Sie sehen, das Schicksal ist gegen Sie. — Sie tun mir wirklich in der Seele leid, armer Freund! —

Sie fragen, warum Eva-Marie mir lieb wie eine Tochter sei, und rühren damit an die schwerste Enttäuschung nicht nur ihres, sondern auch meines Lebens. Der Schlußakt des Dramas hatte sich kurz, bevor Sie nach Berlin kamen, abgespielt, und wenn ich nie mit Ihnen davon gesprochen habe, so war es, weil es mir zu schwer fiel, an all das Trübe zu rühren. Sie haben mich manchmal nach meinem Neffen Hans Restorp gefragt, und ich sagte Ihnen, daß er verdorben und gestorben sei. Mit diesem Neffen war Eva-Marie Marburg drei Jahre verlobt. Hans, der einzige Sohn meines verstorbenen Bruders, war mir lieb wie ein eigenes Kind, und ich sah in ihm, der mit einem glänzenden Äußern, einem bestechenden Wesen ausgestattet war, eine Art von Halbgott. Ich kann mich nicht freisprechen von Schuld an dem, was später kam, denn ich war blind in meiner Liebe zu ihm, ich entschuldigte seine Fehler, beschönigte seinen Leichtsinn, ich glaubte zuversichtlich an den guten Kern in ihm. Ach, wie bitter bin ich enttäuscht worden! Eva-Marie ist die Tochter einer alten Jugendfreundin von mir. In meinem Haus lernte Hans Restorp sie kennen, und es war kein Wunder, daß das unerfahrene junge, erst achtzehnjährige Mädchen sich ebenso täuschen ließ wie ich alte Frau. Ob Hans Eva-Marie wirklich geliebt hat, weiß ich nicht. Ich war glückselig, als die beiden sich verlobten, glaubte ich doch nun erst recht, daß

Hans endlich vernünftig werden würde. Ich sah bald, daß ich mich getäuscht hatte, denn trotzdem er mir nach dem letzten großen Geldopfer, das ich für ihn gebracht, fest versprochen hatte, seine unglückselige Spielleidenschaft zu bekämpfen, wurde er wieder und wieder rückfällig. Erlassen Sie es mir, lieber Freund, Ihnen all das Leid dieser schrecklichen Jahre zu schildern, das nur das eine Gute hatte, daß es Eva-Marie und mich fester aneinander kettete, daß es mich den wahrhaft edlen Charakter dieses Mädchens erst ganz kennen lernen ließ. Bald trat das schreckliche Ende ein — Hans Restorp war zum Diebe geworden; er hatte, um einen großen Spielverlust sofort decken zu können, die Bank, bei der er angestellt war, betrogen. Ohne sich zu besinnen, opferte Eva-Marie für den Elenden, der sie auch noch in anderer Weise hintergangen hatte, über die Hälfte ihres Vermögens, denn das Geld, das ich zur Verfügung hatte, reichte nicht annähernd zur Deckung.

Sie hat damit das Schlimmste abgewendet, den Mann, den sie geliebt hatte, vor dem Zuchthaus bewahrt. Hans ging nach Amerika, dort starb er kaum ein Jahr später.

— — — So, nun wissen Sie, warum Eva-Marie mir so ganz besonders lieb ist, und warum ich gerade sie vor einer neuen Enttäuschung bewahren möchte. Wenn Sie noch mehr darüber hören wollen, so kommen Sie zu mir.

Ihnen bald Befreiung von Ihren häuslichen Kümmernissen wünschend und mit bestem Gruß

Ihre

Luise Brüggemann.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Verehrte und liebe gnädige Frau!

Zunächst herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Ich komme übermorgen, also Sonntag, so gegen fünf Uhr zum Tee zu Ihnen. Dann wollen wir recht ausführlich von Eva-Marie plaudern — nicht wahr?

Im übrigen: das Schicksal ist durchaus nicht gegen mich. Hören Sie und staunen Sie! Das Leben schafft doch wirklich oft die wunderlichsten Zufälle und Situationen, tausendmal willkürlicher als sie die Phantasie eines Romanschriftstellers erfindet. Also: Martha Bergmann, Eva-Maries beste Freundin, ist die Braut meines Vetters, des Assessors Grieseberg, eines lieben, prächtigen Menschen. Was sagen Sie nun?

Ich schrieb natürlich sofort an meinen Vetter, als ich Ihre Mitteilung erhielt, und brachte den Brief noch in derselben Nacht zur Bahn. Anderen Tages zehn Uhr früh hatte ich bereits von dem guten Jungen ein Telegramm: „M. W. — Brief folgt! Werner." (Sie wissen doch: M. W. bedeutet „machen wir!")

Am Abend selbigen Tages lief der angekündigte Brief ein. „Mein lieber Junge! — Nochmals: M. W.! Du kennst mich doch und weißt, Dein Vetter Werner ist ja nicht gerade was man ein Kirchenlicht nennt, aber trotzdem ein ganz gerissener Bursche und von jeher anerkanntermaßen ein tüchtiger Diplomat. Also M. W.! Martha ist natürlich Feuer und Flamme. Die Frauen stiften ja alle gern Ehen und nun erst gar eine glückliche Braut! Na, wir haben unseren Feldzugsplan bereits fertig in der Tasche. In drei Wochen etwa kommen wir nach Berlin. Möbeleinkauf und so weiter! Martha gerät ganz aus dem Häuschen vor Entzücken, wenn sie an die Einkaufstage denkt. Ich sagte ihr schon lange, ehe wir noch an Deine Verlobungsgeschichte

dachten, mein Berliner Vetter ist ein Mensch mit so phänomenalem Geschmack und solchen umfassenden Kenntnissen auf kunstgewerblichem Gebiete, daß er uns sicher gern mit Rat und Tat beistehen wird. Ich verlange nun umgehend eine Zustimmungserklärung, daß Du uns bedingungslos zur Verfügung stehst, das heißt natürlich, soweit es Deine Zeit gestattet. Andernfalls mache ich Dich bei Eva-Marie so schlecht, daß Du ihr nie mehr unter die Augen treten kannst. Natürlich wird Eva-Marie bei den Besichtigungen, Einkäufen und so weiter ihrer Freundin Martha beistehen. Na, und Du weißt, Brautleute haben nur Augen füreinander. Die übrige Welt ist für sie wie nicht vorhanden. Es wird Dir auch so gehen. Also versprich, ein tadelloser Bärenführer zu werden, denn noch einmal bietet Dir das Schicksal so nicht wieder die Hand."

Sie begreifen nach all dem, verehrte gnädige Frau, daß ich an meinem Optimismus festhalte, wenn ich auch zugeben will, daß er mitunter Stunden großer Niedergeschlagenheit und bohrenden Zweifels weicht.

Alles, was Sie mir über Eva-Maries Verlobung schrieben, hat mich tief bewegt und mir das liebe, edle Mädchen innerlich noch viel näher gebracht, daß ich fester denn je entschlossen bin, mir ihre Liebe zu erringen. Daß sie schon einmal verlobt war, ist für mich kein Hinderungsgrund. Ich gehöre nicht zu jener Art von Ehestandskandidaten, die der „Erste und Einzige sein wollen, zu dem das liebende Mädchen in staunender Verehrung fassungslos emporblicken soll". Ich empfinde mich so wenig als sogenanntes „männliches Ideal", daß mir im Gegenteil eine Frau unausstehlich wäre, die so unreif ist, daß sie staunend zu mir aufblickte. Trotzdem hoffe ich, mit allen meinen Fehlern für eine

Frau keine Enttäuschung zu sein. Ich meine, wenn sich zwei Menschen wirklich lieben, und eines dem andern zu dienen bereit ist, wenn zwei Menschen nicht auf Schein, auf hohle Eitelkeit und deren Befriedigung ihre Ehe gründen, mag's vielleicht nicht an Kämpfen und Auseinandersetzungen fehlen, aber zuletzt gibt's doch einen guten Klang.

Entschuldigen Sie, daß ich wieder so ins Theoretisieren hineingeraten bin. Alles weitere also mündlich!

Ihr herzlich ergebener

Paul Peters.

* * *

Eva-Marie an Frau Luise Brüggemann.

Eisenach, 14. Mai 1909.

Liebe Tante Luise!

Meine Karte, die Dir meine glückliche Ankunft meldete, wirst Du erhalten haben. Es ist wunderschön hier, und ich werde von den lieben Bergmanns mit Liebe umgeben und verwöhnt.

Marthas Verlobter, Assessor Grieseberg, ist ein sehr sympathischer, netter Mensch und natürlich sehr verliebt in seine kleine Braut. Sie sind überhaupt beide strahlend glücklich, und das Glück dieser beiden lieben Menschen paßt so gut hinein in all die blühende, duftige Frühlingsherrlichkeit, es liegt so ein eigener Stimmungszauber über dem allen — ich kann's nicht beschreiben, nur fühlen kann ich es und mich mitfreuen von ganzem Herzen.

Und überhaupt Eisenach im Frühling! Du kannst Dir nicht denken, wie schön es ist, Tantchen! Die alte, ehrwürdige, graue Wartburg und unter ihr die Buchen mit zarten, grünen Schleiern umhüllt, die Obstbäume in voller Blütenpracht! — Erinnerst Du Dich noch an

unser Entzücken über das Bühnenbild im ‚Tannhäuser'? Nun ungefähr so ist's, nur noch viel, viel schöner. Ich wäre ganz glücklich und zufrieden hier, wenn nicht — ja, also denke Dir nur, Werner Grieseberg ist ein Vetter des Herrn Peters. Das wäre ja nun an sich weiter nichts Merkwürdiges und Welterschütterndes, wenn ich auch sagen muß, daß es immerhin eine Laune des Schicksals ist, mir diesen Herrn hier gewissermaßen auch wieder aufzutischen, aber mir scheint, meine liebe Martha und ihr Werner hätten nicht übel Lust — — — Kann sein, ich bin wieder einmal zu mißtrauisch, aber jedenfalls bringt mich die Sache etwas aus dem Gleichgewicht, zumal Grieseberg bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit das Lob seines Vetters singt. Er tut das natürlich möglichst unauffällig, aber ich merke die Absicht trotz alledem. Das Brautpaar hat den schönen Plan geschmiedet, wenn ich nach Berlin zurückfahre, mitzukommen, um die Möbel einzukaufen. Herr Peters, der ein außerordentlich feines Kunstverständnis besitzen soll, soll bei den Einkäufen beratend zur Seite stehen, ich natürlich auch. Aber ich werde den lieben Leutchen einen kleinen Strich durch die Rechnung machen und von hier aus noch eine längere Verwandtenreise unternehmen. An einem kunstverständigen Berater haben sie durchaus genug, finde ich.

Nun lebe wohl, liebes Tantchen, schreibe bald an Deine Dich herzlich grüßende

Eva-Marie.

* * *

Frau Luise Brüggemann an Eva-Marie.

Liebes Kind!

Nicht nur bald, sondern gleich sollst Du eine Antwort auf Deinen Brief erhalten, denn die alte Tante muß

Dich ausschelten, Eva-Marie. Was Du eine merkwürdige Laune des Schicksals nennst, könnte man mit Fug und Recht eine Fügung nennen. Aber wie dem auch sei, warum willst Du Deinen Freunden die Freude verderben, warum einer Begegnung aus dem Wege gehen, die, wenn es nicht Dein eigener, freier Wille ist, keinerlei Folgen nach sich zu ziehen braucht? Sei ehrlich gegen Dich selbst, Eva-Marie! Warum willst Du das tun? Ich weiß es ja am besten, daß Du ein Recht hast, vorsichtig zu sein, aber man kann auch darin zu weit gehen; gib acht, daß Du Dir nicht einmal später sagen mußt: ich habe dem Glücke gegenübergestanden, und ich habe es nicht festgehalten. Ich kenne Dich ganz genau, mein Kind, und ich kenne auch Paul Peters und weiß, daß ihr so viel Gemeinsames habt, so viele Eigenschaften, die sich aufs schönste ergänzen würden, daß man versucht wäre zu sagen, ihr paßtet vortrefflich zueinander, und daß es kein Wunder wäre, wenn sich eure Herzen finden würden. Ich weiß aber, daß es trotzdem möglich ist, daß ihr euch beim näheren Kennenlernen durchaus nicht sympathisch seid, und ich wäre dann die letzte, die versuchen würde, eure Meinung zu ändern. Ebenso wie ich Dich, meine Eva-Marie, von Herzen gerne glücklich sähe in der Liebe eines geliebten Mannes, ebensosehr wünschte ich, daß Paul Peters eine Frau fände, die ihn versteht, und die aus wahrer, uneigennütziger Liebe sein wird. Und so will ich Dich nur um das eine bitten, liebste Eva-Marie: wenn Du mit ihm hier in Berlin zusammentriffst, ihn näher kennen lernst, so lege Deinem Fühlen und Denken nicht fortwährend Fesseln an, wie Du das seit Jahren gewöhnt bist, tritt ihm offen und ehrlich gegenüber, denn er verdient es. Stoße Dich nicht an kleinen Äußerlichkeiten, laß Dich durch nichts

beeinflussen, gib Dich rückhaltlos Deinem Gefühl hin!

Und nun zum Schluß will ich Dir noch ein Wort Gottfried Kellers schreiben, und dann werde ich nie mehr mit Dir über diese Angelegenheit sprechen, es sei denn, daß Du mich in Dein Vertrauen ziehst: „An einem offenen Paradiesgärtlein geht der Mensch gleichgültig vorbei und wird erst traurig, wenn es verschlossen ist."

Es grüßt Dich herzlich

Deine

alte Tante Luise.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Verehrte und liebe Freundin!

Heute kommt Ihr großer Junge zu Ihnen, um Ihnen wieder einmal zu beichten. Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, daß ich Sie während der letzten vierzehn Tage ohne Nachricht ließ, während dieser Tage, die vom Kampf der Herzen und der Geister erfüllt waren. Ich weiß, daß Sie, liebe Freundin, warten können, bis die Stunde gekommen ist, da sich Ihnen Herz und Mund von selbst erschließt.

Diese Stunde ist da. Nun hören Sie, urteilen Sie, richten Sie!

Es waren schöne, unvergleichliche Stunden — diese Stunden des Zusammenseins mit Eva-Marie. Fast täglich, zwei lange Wochen hindurch. Das Brautpaar ganz in sich aufgehend, festtäglich gestimmt, daß unsere Herzen bald von dieser Feiertagsstimmung erfaßt wurden. Man fühlte sich vom rauschenden Strom des Lebens wunschlos dahingetragen.

Ich will Sie nicht mit einer Schilderung unserer

Einkäufe, unserer Ausflüge, unseres ganzen reizenden Zusammenseins zu vieren beglücken. Vom letzten Abend aber möchte ich Ihnen erzählen, an dem ich mit Eva-Marie im „Rheingold" ganz allein speiste. Die Sache war so gekommen. Mein Vetter hatte uns, Eva-Marie und mich, vorangehen lassen. Er wollte mit Braut und Schwiegermutter nachkommen. Die Damen zogen es aber vor, Übermüdung halber, wie Vetter Werner uns dann berichtete, zu Hause zu bleiben. Ein Theatercoup Werners natürlich! Na, so blieben wir denn allein — Eva-Marie und ich. Es gibt nun nichts Hübscheres, als so ein Essen allein mit einer reizenden jungen Dame in einem eleganten Weinrestaurant. Wir hatten eine Nische für uns. Eva-Marie in einem entzückenden rosa Kleid mir gegenüber, in dem großen Saal ein elegantes Publikum, ein buntes, frohes Stimmengewirr, die schwere dunkle eichene Täfelung mit den ruhigen Linien und Tönen als passender Hintergrund. Und in unserer Nische Eva-Marie und ich — allein zu zweien! Es war entzückend! Eva-Marie plauderte so nett und amüsant, der Rheinwein schmeckte so köstlich. Wir tranken zwei Flaschen, das heißt ich trank fünf Drittel, das letzte Drittel Eva-Marie. Meine innere Glückseligkeit, meinen Mut, meine Siegeszuversicht fühlte ich mit jedem neuen Glase wachsen, bis der Entschluß — groß und stark — mir im Herzen saß. Die Gelegenheit ist günstig — heut vollbring' ich's! Ich steuerte, kurz bevor wir aufbrachen, das Gespräch vorsichtig in die gefährlichen Klippen, merkte aber, wie Eva-Marie vorsichtig ausbog. Natürlich! Hier war ja auch nicht der Ort zu Liebeserklärungen. Aber draußen wollte ich ihr den Arm anbieten und dann in stillerer Straße direkt aufs Ziel lossteuern.

Aber es kam ganz anders. Gerade als wir in die

Potsdamer Straße hinaustraten, rief Eva-Marie: „Ei, da kommt gerade meine Straßenbahn, da brauch' ich Sie weiter nicht zu bemühen! — Nein, danke, der Wagen hält direkt vor meinem Haus! Herzlichen Dank für den reizenden Abend! Gute Nacht!" — und weg war sie, und ich stand mit meinem nicht gestellten Antrag mit offenem Munde da und starrte entgeistert dem davonsausenden Wagen nach.

Was hatte das zu bedeuten? — Darüber dachte ich lange und tiefsinnig bei einer Tasse Kaffee nach, kam aber zu keinem Resultat. Mit bitteren Selbstvorwürfen, nicht rascher gehandelt zu haben, ging ich endlich nach Hause.

Nun aber kommt das Fürchterliche, Unfaßbare. — Am anderen Morgen war meine Stimmung total umgeschlagen. Ich hatte beim Erwachen so ziemlich das Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein. So sehr ich mich auch gegen dieses Gefühl sträubte, ich konnte mich seiner nicht erwehren. War es die ahnungsvolle Flucht vor einem Korbe bei Eva-Maries seltsamem Verhalten? Und dann raunten mir Stimmen ins Ohr: „Frei ist der Bursch! Und diese Freiheit wolltest du aufgeben? Dich an die Eine binden? Bist du sicher vor der großen Enttäuschung, wenn der Alltag kommt? Wieviel begehrenswerte Mädchen gibt es! Welche ungeahnten Möglichkeiten bieten sich dir noch! Und du willst dich binden? — Und wie sorglos lebst du jetzt, ganz dir und deinem Ermessen. Lebst in deiner behaglichen Häuslichkeit, die deine Interessen, deine Eigenart, deinen Geschmack widerspiegelt. Und da soll eine fremde Hand darüber kommen!?" — — —

Diese und viele ähnliche Gedanken ließen mich nicht mehr los. Ich fürchtete mich vor einer Entscheidung,

zu der mich mein Herz nicht mehr drängte. Ich habe Eva-Marie dann tagelang nicht mehr gesehen und tagelang gegen diese Gedanken, deren ich mich schämte, angekämpft. Und bis heute noch habe ich mich nicht zu einem frohen, fröhlichen Entschluß durchringen können. Bald wünsche ich, Eva-Marie nie gesehen zu haben, bald wünsche ich sie wieder an meine Seite.

Nun raten, helfen Sie mir, verehrte Freundin! Frauen haben in diesen Dingen ja jenes klare, sichere Empfinden für das, was recht und gut ist. Ich glaubte, Eva-Marie ehrlich und aufrichtig zu lieben. Kann ich aber nun — mit diesen Zweifeln im Herzen — als aufrichtiger Mann Eva-Marie um ihre Hand bitten? Oder bin ich verpflichtet, Eva-Marie meinen Antrag zu machen, mögen meine Gefühle sein, wie sie wollen? So einfach stillschweigend zurücktreten scheint mir beleidigend, ja gewissenlos. Ach, hätte ich mich nur nicht so weit vorgewagt! Hat man denn das Recht, so in ein fremdes Leben einzugreifen? Und Eva-Marie gegenüber schmerzt mich das alles doppelt. Liebe, verehrte Freundin, raten und helfen Sie mir, zu Klarheit in diesem Dunkel zu kommen! Wie oft habe ich Reden darüber gehalten, daß Achtung und Sympathie zur Begründung einer Ehe völlig ausreichten und hinreichende Grundlagen wären, um Liebe und Glück zu verbürgen. Nun aber fühle ich doch, daß nur eine tiefe Liebe den eingewurzelten Egoismus eines alten Junggesellenherzens brechen kann. Dazu scheint es mir aber an Spannkraft der Seele zu fehlen. Ich fühle, wie mich der Egoismus mit tausend Stricken umspannt, die ich nicht zu zerreißen vermag. Ich fühle wohl auch, daß dieser Egoismus so viele schlummernde Kräfte nicht mehr zur Entwicklung kommen lassen wird. Er wirkt erschlaffend, tötend. So viel

schönes Menschentum geht mir für immer durch ihn zu Grunde. Aber es fehlt mir der Schwung der Seele, um diese Bande zu zerreißen. Nur die Pflicht Eva-Marie gegenüber schaut mich kalt und höhnisch an! — Und der Egoismus jauchzt dahinter der ersehnten alten Freiheit entgegen! Ich habe eben die richtige Stunde verpaßt.

Schreiben Sie recht bald Ihrem ungeduldigen und Sie herzlich verehrenden

Paul Peters.

N.B. Sie sind mir doch die liebste, immer gleiche Freundin mit Ihren klugen, gütigen Augen, Ihrer reichen Erfahrung, Ihrer harmonischen Ausgeglichenheit! Nirgends fühle ich mich so wohl, wie wenn ich eine Stunde mit Ihnen verbringen darf. In dieser Verehrung für meine liebe alte Freundin erschöpft sich mir eigentlich in schönster Weise das Bedürfnis, das wohl jeder Mann empfindet, dem Weibe zu huldigen. Bewahren Sie mir diese Freundschaft, die mich nicht ganz in hoffnungslosem Egoismus versinken lassen wird.

P. P.

* * *

Eva-Marie an Frau Luise Brüggemann.

Liebes Tantchen!

Du kennst mich so genau, daß Du begreifen wirst, warum ich seit Wochen nichts von mir hören ließ. Ich fand ja, daß Du in allem recht hattest, das Du mir in Deinem letzten Briefe geschrieben, und ich wollte dem, was vielleicht mein Schicksal, mein Glück sein konnte, nicht aus dem Wege gehen. Du weißt, daß ich mit Bergmanns nach Berlin zurückkehrte und hier täglich mit ihnen und Herrn Paul Peters zusammen

war, und Du weißt, was das bedeutete, bedeuten konnte. — Es war so viel Ungeklärtes, so viel Widerstreitendes in mir, Gefühle, über die ich mir selbst noch keine Rechenschaft geben konnte — geschweige denn Dir, mein geliebtes Tantchen. Wäre ich zu Dir gekommen, wir hätten doch über das sprechen müssen, was uns beide am meisten beschäftigte, und ich habe einmal irgendwo ein Wort gelesen, das sich mir tief eingeprägt hat: ebenso wie man den Schmelz von einer Blume mit den Fingern abstreifen kann, ebenso kann man ihn von einer Sache herunterreden. Das ist nur zu wahr, und darum kam ich nicht, und warum ich auch jetzt nicht komme, sondern Dir schreibe, wirst Du begreifen, wenn Du meinen Brief zu Ende gelesen hast.

Daß mir Herr Paul Peters von vornherein nicht unsympathisch war, ja, daß ich ein gewisses Interesse für ihn empfand, hattest Du, mein kluges Tantchen, ja längst gemerkt, ebenso, daß mein Zurückschrecken vor einem häufigeren Zusammensein mit ihm nur der Furcht, neuen Enttäuschungen entgegenzugehen, entsprang. Nun, in den vierzehn Tagen, die wir fast täglich zusammen waren, fühlte ich mein Interesse für ihn immer mehr wachsen — zu meinem eigenen Erstaunen. Ich habe noch nie einen Mann getroffen, mit dem ich in allen Fragen des Geschmackes, im Urteil über Menschen und Dinge so vollständig übereinstimme, und dabei war nichts von konventioneller Höflichkeit zwischen uns, jeder gab sich ganz natürlich, und wir konnten uns im Austausch der Meinungen ordentlich ereifern und erhitzen. Auch äußerlich gefiel er mir immer besser, und in seinem Wesen konnte ich durchaus nichts entdecken, was mich hätte abstoßen können. Und doch — es war merkwürdig: von wirklicher Nei-

gung, von einem heißen, tiefen Gefühl für ihn spürte ich nichts in meinem Herzen, ich hatte ihn gern wie einen lieben Freund, wie einen Bruder vielleicht. Ich gebe Dir die Versicherung, Tante Luise, es ist kein Tag vergangen, an dem ich mich nicht ernsthaft geprüft hätte, selbst mein Herz zu ergründen versuchte — und doch, und doch! — — — — Es war alles so ruhig in mir, ich war so schrecklich vernünftig — nichts von Sehnsucht, wenn er fern war, nichts von Verwirrung, von heißer Freude, wenn er da war; ich hatte nur stets das ganz gleichmäßige Gefühl freundlichen Interesses für ihn. Glaube mir, Tantchen, ich war selbst ganz traurig darüber, ich wäre ja so glücklich gewesen, hätte ich noch einmal einen Mann, diesen Mann von ganzer Seele lieben können.

Vor fünf Tagen nun hat sich alles entschieden — für mich wenigstens. Ich hatte ja schon mehrmals gemerkt, wie Herr Peters nahe daran war, ein entscheidendes Wort zu sprechen, aber immer war es nicht dazu gekommen. Am vorigen Montag nun hatten Bergmanns, Herr Peters und ich uns verabredet, im „Rheingold" gemeinschaftlich zu essen. Herr Peters und ich waren zuerst da, warteten eine ganze Weile vergeblich, und schließlich kam der Assessor ziemlich verlegen und entschuldigte sich, seine Braut und Schwiegermutter für den Abend. Ich war gleich überzeugt, daß das eine abgekartete Sache sei, trotzdem blieb ich ruhig mit Herrn Peters sitzen; es wäre mir zu albern vorgekommen, wenn ich nun plötzlich hätte fortrennen wollen. Und als wir nun beide allein waren, überkam mich die Gewißheit, daß sich an dem Abend mein Schicksal entscheiden würde, und gleichzeitig überfiel mich eine heiße Angst, die mir selbst unverständlich war — hatte ich mir doch fest vorgenommen, Herrn

Peters mein Jawort zu geben — trotz alledem. Nun, da es so weit war, da er immer offensichtlicher dem einen Ziel zusteuerte, es nur noch eines ermunternden Wortes von mir bedurft hätte, da wußte ich plötzlich: ich würde es doch nicht tun können, niemals! — Vielleicht wirst Du mich überspannt schelten, Tantchen, vielleicht meinst auch Du, daß eine tiefe, ruhige Zuneigung genüge zu einer glücklichen Ehe, daß es keiner heißen, leidenschaftlichen Liebe bedürfe — — ich kann nicht, ich kann trotz alledem nicht. Bin ich nun unfähig, noch einmal mit ganzem Herzen zu lieben, habe ich mich damals ganz ausgegeben, oder ist nur Herr Peters nicht der Mann, der das, was gestorben, noch einmal zum Leben erwecken kann? Ich weiß es nicht, aber ich weiß nur das eine, daß ich nichts Halbes will in meinem Leben, nicht in dem, was uns Frauen des Lebens Krone sein soll.

Ich ließ Herrn Peters also ganz einfach nicht zu Worte kommen, ich versuchte krampfhaft, immer neue, ungefährlichere Gespräche in Gang zu bringen, und eilte im übrigen so sehr als möglich, das Lokal zu verlassen und nach Hause zu kommen, wußte mich sogar geschickt seiner Begleitung zu entledigen.

Als ich allein in meinem Zimmer war, da habe ich mich erst gründlich ausgeweint und bin dann schließlich doch mit dem Gefühl eingeschlafen, recht gehandelt zu haben. Aber am nächsten Morgen, da begannen dann die Selbstvorwürfe, und ich quälte mich mit dem Gedanken, ob ich Herrn Peters nicht bereits zu sehr ermutigt hätte, um ihn noch abweisen zu können, ob er nun nicht ein Recht hätte, mich zu verachten, und ich schätze ihn so hoch, mag ihn so aufrichtig gerne, daß es mir schmerzlich wäre, wenn er eine schlechte Meinung von mir hätte.

In meiner Gewissensnot flüchte ich mich zu Dir, meine liebe, gute Tante Luise, und bitte Dich, hilf mir. Vielleicht kannst Du mit Herrn Peters sprechen, ihm erklären, ihm sagen, daß — ach, ich weiß selbst nicht, was hier das Richtige ist, aber Du weißt ja in allem Rat, Du Gute, Kluge, erbarme Dich also Deiner

Eva-Marie.

* *
*

Frau Luise Brüggemann an Herrn Paul Peters.

Lieber Freund!

Ich sende Ihnen beigeschlossen den Brief Eva-Maries. Weiterer Erklärungen bedarf es nicht. Ich bin sehr traurig über euch liebe, schwierige, törichte Menschenkinder, die es nicht verstanden haben, das Glück, das dicht neben ihnen geschritten ist, festzuhalten, die so jung noch sind und doch schon zu alt, um noch der wahren Liebe Zaubermacht zu fühlen. Ja, ich bin fest überzeugt, daß Sie und Eva-Marie zueinander passen wie selten zwei Menschenkinder, und daß eine Ehe zwischen Ihnen glücklich geworden wäre, aber trotz alledem kann ich Ihnen doch nur recht geben. Ein Glück, das so vielen Überlegens, so großen Nachdenkens bedarf, eine Liebe, an die sich solche Zweifel heranwagen dürfen — die ist nicht das Richtige für Sie, mein Freund, und noch weniger für Eva-Marie.

Für Sie habe ich nun die Hoffnung aufgegeben — wenigstens die Hoffnung auf eine Liebesheirat. Warten Sie noch ein paar Jahre und heiraten Sie dann — aus Vernunft, vielleicht bleiben Sie dann vor Enttäuschungen bewahrt. Für meine Eva-Marie hoffe ich noch immer auf ein volles Glück, aber ich werde mich hüten, noch einmal die Vorsehung spielen zu wollen.

Heute abend kommt Eva-Marie zu mir, da will ich ihr Ihren Brief vorlesen, das wird das beste Mittel sein, sie zu beruhigen, wenn er ihr, die doch an eine aufrichtige Zuneigung von Ihnen geglaubt hat, auch immerhin eine Enttäuschung bereiten wird. In diesem Fall ist die Enttäuschung ein Heilmittel für alle unnötigen Grübeleien und Vorwürfe.

Ich grüße Sie herzlich und bin wie immer in Freundschaft Ihre

Luise Brüggemann.

* * *

Paul Peters an Frau Luise Brüggemann.

Verehrteste Freundin!

Nehmen Sie anbei mit herzlichstem Danke den gesandten Brief zurück. Sie haben durchaus recht, und ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Ihr Sie aufrichtig verehrender

Paul Peters.





Ist der Mars bewohnt?

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unter den Planeten, die zu unserem Sonnensystem gehören, ist es der Mars, von dem am häufigsten die Frage aufgeworfen wird, ob er wohl bewohnt sei, das heißt, ob er Verhältnisse darbietet, daß unter ihnen nicht nur lebende Wesen überhaupt, sondern namentlich solche zu existieren vermögen, welche uns selbst gleichzusetzen sind. Einer der Gründe hierfür ist, daß die Bahn des Mars die Bahn unserer Erde am nächsten umschließt, und daher mittels der astronomischen Apparate seine Beschaffenheit am leichtesten durchforscht werden kann. Kommt er uns doch bis auf 55 Millionen Kilometer nahe, während er freilich anderseits bis auf 400 Millionen Kilometer von uns zurückweicht. Ein anderer Grund ist seine verhältnismäßig günstige Stellung zur Sonne. Er ist ihr weder so nahe wie Merkur und Venus, daß die Erwärmung durch die Sonne zu stark ist, noch so fern wie Jupiter und Saturn, von Uranus und Neptun gar nicht zu reden, so daß die lebenweckende Kraft des Sonnenlichtes zu schwach ist. Endlich befindet er sich, wie wissenschaftlich feststeht, in einem Entwicklungszustand, der dem unserer Erde ähnlich ist.

Die Frage über die Bewohnbarkeit des Mars steht im engen Zusammenhang mit jener allgemeinen, ob denn überhaupt auf irgend einem Himmelskörper im Weltraum Leben vorauszusetzen ist.

Unsere Sonne ist astronomisch betrachtet ein Fixstern. Welche Bedeutung sie als solcher im Weltall einnimmt, mag eine kurze Übersicht über die Zahl der Fixsterne, die ihrem Wesen nach ebenfalls Sonnen sind, lehren. Am Äquator, wo der Blick des Beschauers von Pol zu Pol reicht, kann man mit bloßem Auge ungefähr 5000 Fixsterne erster bis sechster Größe sehen, in den mittleren Breiten Deutschlands dagegen nur etwa 4200. Diese Zahlen schwellen aber unendlich an, sobald man das Teleskop zu Hilfe nimmt. An manchen Stellen des Himmels, wie in der Milchstraße, stehen die Fixsterne so dicht gedrängt, daß sie nicht zu zählen sind, und in sehr großen Teleskopen lösen sich allein gewisse Nebelflecke zu Tausenden von Fixsternen auf. Der ältere Herschel sah in einem Raum von dreißig Quadratgraden in der Gegend der Keule des Orion über 50,000 Fixsterne, und in seinem zwanzigfüßigen Reflektor in 41 Minuten gegen 258,000 Fixsterne. Schon Struve schätzte die nach seinem Spiegelteleskop am ganzen Himmel sichtbaren Fixsterne auf 20 Millionen, für die großen Fernrohre der neuesten Zeit ist ihre Zahl aber mindestens auf 100 Millionen zu veranschlagen.

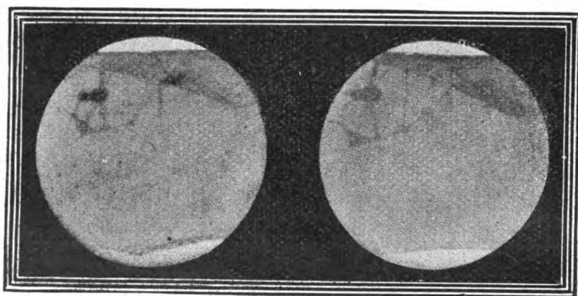
Wie um unsere Sonne aber Planeten kreisen, so werden zweifelsohne auch um die übrigen Sonnen oder doch um einen Teil derselben Planeten ihre Bahn beschreiben. Nehmen wir nun an, daß ein jeder Fixstern nur einen einzigen Planeten besitzt, so ergibt sich für einen immer nur geringfügigen Teil des Weltalls bereits die Zahl von 100 Millionen Planeten. Daß sich aber unter diesen 100 Millionen Planeten hier und dort Verhältnisse vorfinden werden, die denen unserer Erde mehr oder weniger entsprechen, ist völlig fraglos. Damit ist aber — schon aus unseren irdischen Erfah-

rungen heraus — die Wahrscheinlichkeit für das Bestehen des Lebens im Weltall gegeben.

Wenden wir uns nun zum Mars! Die mittlere Dichtigkeit dieses Planeten beträgt nur 0,7 der Erddichtigkeit oder, mit anderen Worten, sie ist nur viermal so groß als die Dichtigkeit des Wassers. Die Schwere auf dem Mars beläuft sich auf etwa 0,38 von der, wie sie auf der Erde beobachtet wird. Das Licht ferner, das der Planet von der Sonne empfängt, berechnet sich in der mittleren Entfernung nur auf 0,43 von dem, was der Erde von der Sonne zukommt. Alle diese Verhältnisse werden bei der Organisation der lebenden Wesen, die etwa den Mars bevölkern, mitsprechen. Eine Atmosphäre ist auf dem Planeten vorhanden. Sie hat eine ähnliche Beschaffenheit wie die unserige, ist aber reicher an Wasserdampf. Sie ist fast beständig klar, da sich die Festlandsumrisse zu jeder Zeit deutlich erkennen lassen. Weißliche Flecke, die als Wolken angesehen werden, treten zuweilen über bestimmten Inseln und über dem Festland auf. Nach diesen Feststellungen muß das Marsklima ungefähr dem eines klaren Tages auf einem hohen Alpenberg gleichen. Es ist demnach am Tage eine ziemlich starke Besonnung, die nur wenig durch Dunstmassen abgeschwächt wird, anzunehmen, während bei Nacht eine kräftige Ausstrahlung des Bodens und daher eine ansehnliche Abkühlung erfolgt. Die Festlandsgebiete zeigen eine rotgelbe Färbung. Man glaubte diese früher auf Veränderungen zurückführen zu müssen, die die Lichtstrahlen beim Passieren der Atmosphäre erleiden, schreibt sie aber jetzt den Massen, die das Festland bilden, selbst zu.

Eine unerläßliche Vorbedingung für das pflanzliche und tierische Leben ist das Wasser. Gibt es nun auf

dem Mars Wasser? Die Erwähnung des Wasserdampfes in der Luft und der Wolken haben schon angedeutet, daß dies in der Tat der Fall ist. Noch klarer aber weisen die Beobachtungen darauf hin, die man an mächtigen weißen Flecken gemacht hat, die die Drehungspole des Mars umgeben. Man bezeichnet sie als Polarkappen, da man sie wie die Bedeckungen unserer Pole als Ablagerungen von Eis und Schnee betrachtet. Für diese Auffassung spricht die Wahrnehmung, daß die Kappen im Winter an Ausdehnung zunehmen, sich

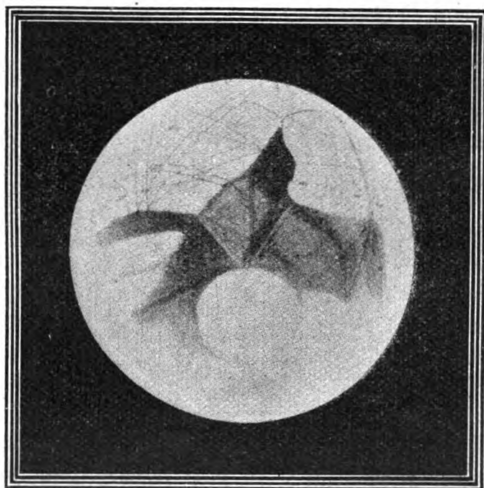


Die Polarkappen vor und nach der Schneeschmelze.

im Sommer dagegen verkleinern. Dies erklärt sich am einfachsten durch das Gefrieren des Wassers im Winter zu Schnee und Eis und ein Abschmelzen der Kappen im Sommer. Derartige Veränderungen sind wiederholt beobachtet worden. So verringerte sich im Jahre 1892 die Ausdehnung des südlichen Polarfleckens von 2000 Kilometer auf 300 Kilometer, und im Jahre 1894 verschwand er sogar vollständig. Die nördliche Polarkappe ging in den Jahren 1884 und 1886 beträchtlich zurück. Bei allen diesen Verminderungen der Polarflecken herrschte auf dem Mars Sommer.

Neben diesen weißen Kappen, deren Abschmelzen

notwendigerweise große Wassermassen liefern muß, bemerkt man aber auch noch auf der Marsoberfläche bedeutende Gebiete von einer dunklen Färbung. So wird der südliche Polarflecken von einer gewaltigen dunklen Fläche umgeben. Die enge Verbindung der dunklen Gebiete mit den Polarkappen weist darauf

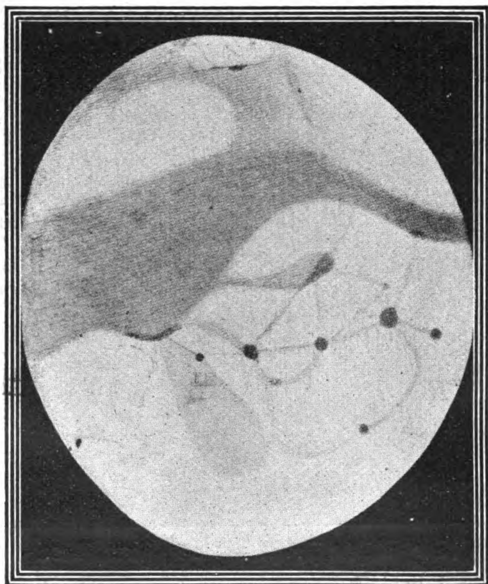


Die südliche Polarkappe mit ihrem Meer.

hin, daß sie Wasser darstellen, also als Meere zu betrachten sind, die von den Schmelzwässern der Pole gespeist werden. Die dunkle Färbung hat darin seinen Grund, daß die Sonnenstrahlen von den Wasserschichten weniger stark zurückgeworfen werden als von den gelbroten Festlandsmassen.

Mit dem Vorhandensein von Wasser sind demnach alle Bedingungen für die Existenz lebender Wesen auf dem Mars erfüllt. Aber gibt es dort auch, um es so auszudrücken, Menschen?

Als äußerlicher Beweis von vernunftbegabten, in der Verwertung der Naturkräfte erfahrenen Wesen werden die vielbesprochenen Marskanäle herangezogen. Nach dieser Auffassung sind die Kanäle Kunstschöpfungen. Doch fehlt es einer solchen Annahme nicht

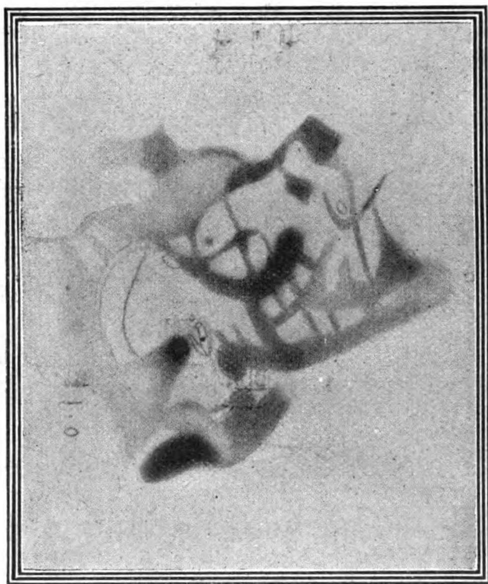


Meer in der Nähe der nördlichen Polarkappe.

an Widerspruch. Eine Anzahl von Forschern weist darauf hin, daß auf dem Mond, wo an eine menschenähnliche Bevölkerung nicht zu denken ist, ganz gleichartig aussehende Bildungen zu bemerken sind, und daß sich auch auf unserem Erdkörper, beispielsweise auf den Vulkangebieten der Hawaiiinseln, langgezogene Klüfte vorfinden, die mit den Marskanälen sehr wohl verglichen werden könnten, wenn diese auch

naturgemäß als viel größer angenommen werden müßten.

Um uns ein Urteil zu bilden, ob die Marskanäle natürlichen oder künstlichen Ursprungs sind, wollen wir die für sie in Betracht kommenden Verhältnisse ein-



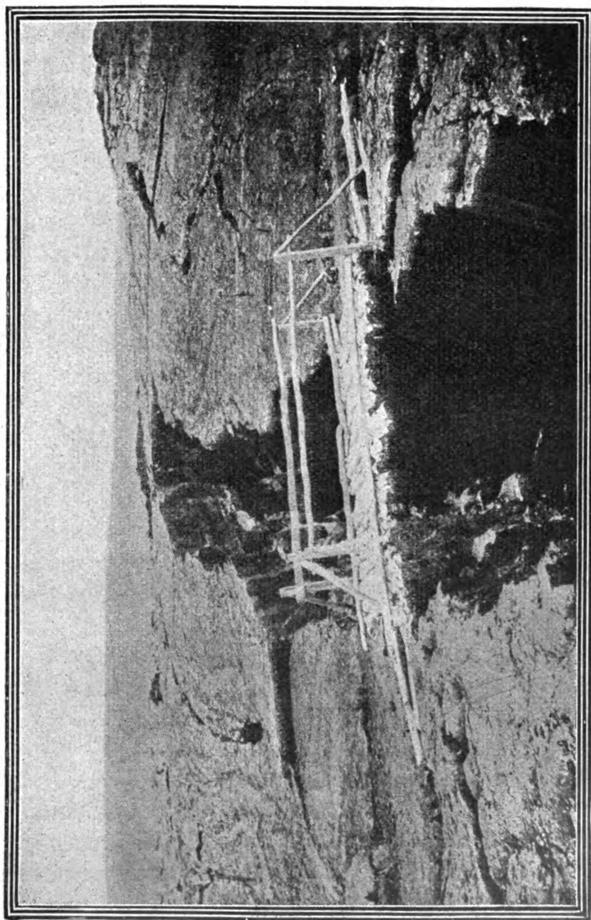
Der Mondvulkan Eratosthenes mit kanalähnlichen Bildungen.

gehend prüfen. Die Kanäle, die sich als dünne dunkelfarbige Streifen kennzeichnen, verlaufen zumeist geradlinig und haben eine Länge von mehreren Hunderten bis zu vielen Tausenden von Kilometern. Ihre Breite schwankt zwischen 30 und 300 Kilometer. Ein jeder Kanal nimmt seinen Ausgang von einem Meer oder anderen Kanal und mündet entweder in einen Kanal

oder in einen See. Es gibt Seen, in die sechs und acht Kanäle einmünden. Wir haben angenommen, daß die großen dunklen Flächen Meere sind. Diese Auffassung wird durch das Verhalten der Kanäle gestützt. Die Kanäle werden nämlich gerade dann viel dunkler und breiter, wenn der Schnee an den Polarkappen zu schmelzen beginnt. Während der Schmelzzeit ist das rotgelbe Festland durch die Kanäle gleichsam in eine Reihe von Inseln zerlegt. Hört das Schmelzen auf, dann treten auch die Kanäle mehr und mehr zurück, und das Festland erhält das Aussehen einer zusammenhängenden Masse. Aus der Verdunkelung der Kanäle gerade während der Schmelzperiode ergibt sich, daß diese Flächen mit Wasser bedeckt werden, und daß sie deshalb als wirkliche Kanäle in unserem Sinn zu erachten sind.

Für ihre künstliche Anlage spricht ihr geradliniger Verlauf. Dagegen erscheint es auf den ersten Blick als ein Ding der Unmöglichkeit, derartige Riesenkanäle auszugraben. Und doch ist dies sehr gut denkbar. Aus der beständigen Klarheit der Marsatmosphäre darf man schließen, daß es auf diesem Planeten nur sehr selten und wenig regnet. Wollen also die dortigen Bewohner ihre Felder bebauen, so sind sie zur Beförderung des Pflanzenwuchses auf die künstliche Zufuhr von Wasser angewiesen, sei es nun, daß sie den Boden überschwemmen wie bei den Reisfeldern, sei es, daß sie das Wasser aus den Kanälen durch Hebewerke auf die angrenzenden Felder leiten, wie es in Ägypten am Nil geschieht. Der Mangel an Regen und der Selbsterhaltungstrieb mußte also die Marsbewohner zur Anlage der Kanäle zwingen. Stellen wir uns vor, daß unsere Erde allmählich ebenso regenarm würde, so würden auch wir zu einer

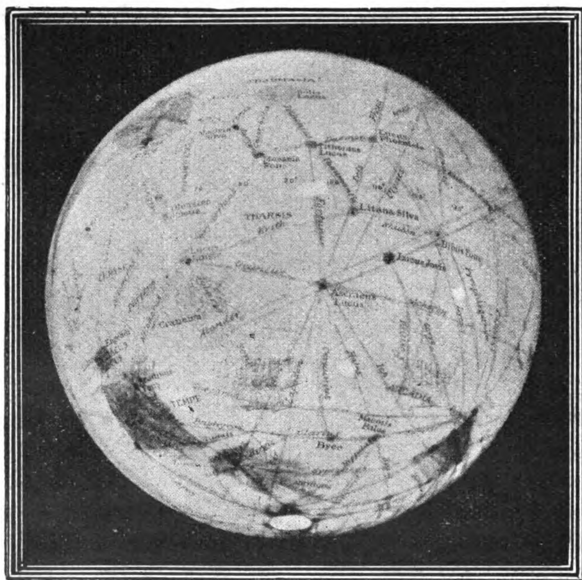
künstlichen Bewässerung durch Kanäle gezwungen werden.



Vulkanische Klüfte auf Hawaii.

Es handelte sich aber dann bei ihrer Anlage nicht allein um das Wohlergehen eines einzelnen Volkes,

sondern ein ganzer Erdteil würde dabei interessiert sein. Infolgedessen würden Millionen von Arbeitern gleichzeitig an das Werk gehen, und demgemäß würde die Ausschachtung eines Kanals — von allen maschinellen Hilfsmitteln abgesehen — bloß mit dem Spaten nur eine verhältnismäßig kurze Zeit erfordern.



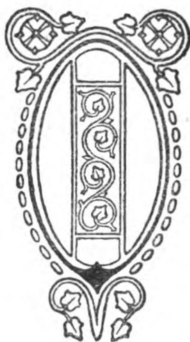
Marskarte mit Meeren, Seen und Kanälen.

Als zweiten Einwurf gegen die künstliche Anlage der Kanäle hat man die Beobachtung geltend gemacht, daß sich viele derselben plötzlich verdoppeln. In wenigen Tagen verwandelt sich ein Kanal in zwei zueinander parallel verlaufende Streifen, so daß sie wie ein Schienengeleis erscheinen. Der gegenseitige Abstand beträgt 50 bis 600 Kilometer. Auch dieses Rätsel ist

keineswegs unlösbar. Die Wasserzufuhr von den Polen und damit der Hochstand des Meeresspiegels ist nicht in allen Jahren gleich. In dem einen Jahr wird weniger, in dem anderen mehr Wasser herandringen. Nehmen wir nun an, daß ein Teil der Kanäle tiefer und ein anderer höher angelegt worden ist, so wird bei einer mäßigen Wasserzufuhr in den Meeren nur der tiefere Teil gefüllt werden. Die höher gelegenen Kanäle bleiben alsdann trocken. In Jahren dagegen, in denen der andringende Wasserschwall sehr beträchtlich ist, werden zuerst die tieferen, dann aber auch die höheren Kanäle gefüllt, und so muß dann in wenigen Tagen eine scheinbare Verdopplung der Kanäle eintreten.

Man sprach in der älteren Physik von einem horror vacui der Natur, von einem Abscheu vor dem Leeren, der sie den luftleeren Raum mit Wasser füllen ließ. Diesen Abscheu vor dem Leeren bekundet sie sichtlich in der organischen Welt. Die Natur hat nicht nur das Land, sie hat auch das Wasser und die Luft mit Tieren bevölkert. Wo es nach den Verhältnissen nur irgend möglich ist, schafft sie lebende Wesen. So wird sie ihre schöpferischen Kräfte denn auch auf dem Mars betätigt haben. Die Eigenart seiner Beschaffenheit, seine geringe Schwere, seine dünne Atmosphäre, seine Wasserarmut wird an den Pflanzen, Tieren und höheren Wesen, die er trägt, in ihrem Bau fraglos zum Ausdruck gebracht worden sein. Aber trotz aller Abweichungen auf dem Mars wird sie auch hier ihr Ziel, das Leben zu erwecken und die Räume mit Organismen auszufüllen, zweckvoll erreicht haben. Wüßten wir es nicht, daß ein Riesensäugetier wie der Walfisch im Meer lebt, daß ein so gewaltiger Körper wie der Albatros sich in die Luft zu erheben vermag,

daß der Klippdachs in den Einöden der Wüste, der Höhlenolm in dem ewigen Dunkel unterirdischer Höhlen auszukommen im stande ist, so würden wir es nicht für möglich halten. Die Natur hat viele Wege zur Erreichung ihrer Zwecke, und so wird sie auch zweifellos auf dem Mars die den gegebenen Bedingungen angepaßten Pflanzengebilde und Geschöpfe hervorgebracht und entwickelt haben.





Der Grabenpfarrer.

Eine wahre Geschichte aus den steierischen Alpen.

Von Artur Achleitner.



In einem engen Seitentale des steierischen Urgebirges, weitab vom Weltverkehr und von größeren Ortschaften, liegt hoch und einsam das winzige Dörflein Feichtbichl, dessen Name schon bezeichnend ist: ein Bühel bei den Fichten. Das reichlich sechs Marschstunden lange, schmale Tal, im Volksmunde „Graben“ genannt, ist stark bewaldet, zwischen den Berghängen zieht sich ein steiniges Sträßlein hindurch bis zum gigantischen Talschlusse am kleinen, von wuchtigen Felskolossen umrahmten Steinsee. Ein Wildbach läuft tiefgefurcht durch den Graben hinaus, allzeit tosend und zornig ankämpfend gegen die im engen Bachbette lagernden Sturzblöcke aus weißblinkendem Quarz, schwärzlichem Schiefer oder grauem Granit.

Auf dem Feichtbühel hatten vor vielen Jahren etliche Bauern sich angesiedelt, weil just dort die Lawinengefahr am wenigsten zu fürchten war; Muhrbruch drohte freilich immer zu nassen Zeiten. Die Holzhäuser schmiegten sich an das Sträßlein, ebenso das Kirchlein und das kleine Pfarrhaus, die beide unter einem Dache standen. Etliche Obstbäume, die niemals Früchte trugen, sowie Ebereschen und einige Ahorne besäumten das Sträßlein durch das Dorf, am Ende der kleinen Siedlung erwarteten dunkle Fichten

die wenigen Wanderer zum Geleit durch den Grabenwald. Tiefer hinein und auf abgeholzten Hängen standen einsam die Einödhöfe, deren Bewohner nach Feichtbichl eingemeindet und eingepfarrt waren.

Viele Gänge und Bitten hatte es gekostet, bis das ursprünglich als Kapelle gebaute kleine Gotteshaus zur Pfarrkirche erhoben, und ein ständiger Pfarrer dem Dörflein gegeben wurde. Der Zuschuß der armen Gemeinde war indes so gering, daß ein Weltpriester davon nicht leben konnte; die Feichtbichler hatten sich deshalb an ein Benediktinerkloster um Gewährung eines Pfarrers aus dem Konvente gewendet, und dieser Bitte war endlich Folge gegeben worden. Die weltentlegenen Dörfler erhielten einen Ordenspriester zum Pfarrer, für dessen Lebensunterhalt zum größten Teile das Kloster sorgte.

Vor etwa fünfzehn Jahren war in aller Stille der Einzug des Pfarrers im Gewand der Benediktiner erfolgt, so still, daß die aus drei Mann bestehende Gemeindevorstandschaft, die beim Dorfwirte zechend harrte, von der Ankunft gar nichts gemerkt hatte und vom Mesner herbeigeholt werden mußte. Für beide Teile gab es reichlich Überraschung und Enttäuschung; der Pfarrer und seine Schwester fanden im Pfarrhause nur leere Zimmer vor, Kisten und Kästen waren von den Dörflern noch nicht hereingefahren worden. Der Vorstandschaft war die Gestalt des Pfarrherrn zu klein und rundlich, die Gemeinderäte griffen sich an die Ohren in ihrer Enttäuschung und Verlegenheit. Nach Feichtbichler Auffassung konnte dieses Männlein unmöglich den Anforderungen des Seelsorgerdienstes im groben Hochgebirge gewachsen sein.

Der Vorsteher hatte in der mühsam hervorgestotterten Begrüßungsansprache kein Hehl daraus gemacht,

daß zu bezweifeln sei, ob der Klosterherr den schweren Dienst im groben Graben werde „derpacken“ können. Der Verständlichkeit halber hatte Pater Tassilo, der neue Grabenpfarrer, ebenfalls im Dialekt darauf erwidert, daß die Dienstausübung seine Sache sei, und die Bauern besser getan hätten, zur rechten Zeit seinen Hausrat hereinzubringen und für Brennholz zu sorgen. Von der Bergluft allein könne selbst der genügsamste Pfarrer nicht leben, ohne Geschirr und Holz nicht kochen, im leeren Hause nicht wohnen. Daran hätte ein vernünftiger Vorsteher denken sollen und nicht bezweifeln, ob der neue Pfarrer wegen seiner kleinen Gestalt den Dienst werde „derpacken“ können. Pater Tassilo hatte dann lächelnd beigefügt: „Also keine Sorg' und keine Angst, Leut', der Davidl hat nit nur 's Zithernspiel auf'bracht, sondern er hat auch den Riesen Goliath g'lupft! Soviel ich seh', ist der Vorstand noch lang nit ein Goliath, den lupf' ich, so oft er mag. Und jetzt vorwärts mit'm Holzbeifahr'n, und leiht meiner Schwester Pfannen und sonstiges Geschirr! Bringt Butter und Eier! Zum Nachtlager genügen uns drei Bund Stroh. Druckt euch und b'hüet Gott!“

Noch hatten sich die Gemeinderäte von ihrer Verblüffung nicht erholt gehabt, da war schon ein Knecht aus dem innersten Graben schier atemlos im Hause erschienen, um zu fragen, ob der neue Pfarrer schon da sei und bereit, der Klockbäurin im Sterben beizustehen.

Da rief der Pfarrer: „Den Mesner verständigen! In zehn Minuten bin ich marschbereit!“

Was nun die Bauern zu sehen bekamen, gab ihnen einen Begriff davon, wie der neue Seelsorger seinen Dienst ausüben werde. Er kam, zur Bergfahrt ge-

rüstet, in Steirertracht, die er dem mitgebrachten Rucksacke entnommen hatte, während er Chorrock und Stola in diesem barg; mit dem Bergstock in der Faust war Pater Tassilo marschbereit, bevor der Küster das Nötigste zum weiten Gange beisammen hatte.

Und richtig, zehn Minuten später war der neue Pfarrer auch schon unterwegs.

„So kloan er is, so husig*) is er!“ hatte der Vorsteher gesagt, staunend über diese Fixigkeit. Und völlig verblüfft waren die Gemeinderäte, als sie von der Schwester des Pfarrers erfuhren, daß der geistliche Herr seit frühestem Morgen noch keinen Bissen gegessen hatte und dennoch sofort aufgebrochen sei, um einer Sterbenden beizustehen.

Diese Opferwilligkeit hatte den Feichtbichlern mächtig imponiert. Von nun an brachten sie ihrem kleinen Pfarrer größeren Respekt entgegen.

Im Laufe von fünfzehn Jahren änderte sich im weltentlegenen Dörflein nicht viel. Etliche Feichtbichler starben, der alte Vorsteher und Verehrer des Pfarrers trat zurück, an seine Stelle wurde der Sebastian Steinberger vulgo Saurugger, ein schrecklich magerer, neidiger und verbissener Bauer von etwa fünfundvierzig Jahren, gewählt, der als Grundnachbar dem Pfarrer wegen der Wasserleitung aufsässig war, die nötigen Ausbesserungen nicht vornehmen ließ und dem Seelsorger hinterm Rücken allerlei üble Streiche spielte.

— — — — — — — — — — — — —

An einem heißen Sonntagnachmittage, zu Ende des Monats Juli, saßen etliche Feichtbichler Bauern, darunter der neue Vorsteher Steinberger, in der verwitterten Holzveranda des dürftigen Dorfwirtshauses

*) Rasch.

und tranken schales Bier. Es war gewitterschwül, der Himmel grau umzogen, die Berghäupter verhüllt. Für die Hochlage des Dörfleins war die Hitze ungewöhnlich, nichts Gutes kündend. Darüber sprachen die Zecher, von denen der Gütler Hefenstreit der Befürchtung Ausdruck gab, daß ein böses Hochgewitter zum Abend zu gewärtigen sei. „Scheint mir,“ schloß er, „es tät' gut sein, wenn der Pfarrer jetzt schon tät' wetterläuten lass'n.“

Der dürre Bauer Putz stimmte bedächtig bei. „Wohl — wohl! Und das Wetterschieß'n könnt' auch nit schad'n!“

Spöttisch meinte der Vorsteher Steinberger: „Laßt euch doch nit auslach'n! Mit dem Wetterläut'n zügelt man die Blitzgefahr nur bei, das weiß heutzutag bereits jedes Kind und sicherlich auch der Pfarrer. Der weiß überhaupt alles und viel besser noch als die Forstner und Inschünüre*). Frei lachen muß man drüber, was unser Pfarrer alles einführen möcht': Wildbäch' verbau'n, die Almböden verbessern, die Schläg' freiwillig aufforsten. Nit mehr maulen soll'n wir über das Rodungsverbot und selber die Forstnerarbeit tun! Und was das Allerschönst' is: nit mehr so viel Vieh soll'n wir auf die Waldweid' stell'n, und schneiteln**) soll'n wir auch nimmer. Das ist schon das Dümmste, was einer sagen kann! Wo der Wald, das bissel Holz, noch dem Bauern g'hört, soll unsereiner nit mehr schneiteln! Von wo denn aftn die nötige Streu hernehmen und nit stehlen?“

Der Bauer Hefenstreit rief: „Oho — nit schlecht

*) Ingenieure.

**) Beschneiden, abhacken (vergleiche den betreffenden Aufsatz in Band IX).

reden vom Pater Tassilo! Er meint's gut mit uns. Und recht hat er, denn die Wildbäch' soll'n schon so verbaut werd'n, daß sie keinen Schaden mehr anrichten können. Und so unrecht hat der Pfarrer auch nit, wenn er sagt, die Almen soll'n besser gedungt werden, das Schneiteln aufhör'n!"

Steinberger erwiderte verärgert: „Helft ihm nur! Müßt aber aufpassen, daß ihr ihn bei Lebzeiten daheim erwischet; die meiste Zeit ist er eh unterwegs als renneter Bergkraxler, Alminspektor und Bauinschünür. Ich hab' eine andere Meinung, mir g'fallt das Gerenn nit vom Pfarrer. Indem, daß ich nur ein Grabenbauer bin, find' ich doch, der soll daheim bleiben und sich um seinen Dienst kümmern. Nit amal am Sonntag bleibt er da! Rennt er heut bei der narreten Hitz' auf'n Hochofen. Wird wohl Dukaten suchen oben im Ofenbach — der ganz g'scheite Pater."

Putz wurde ärgerlich. Fast heftig prasselte er los: „Vorsteher, laß dich nit auslach'n! Es ist ein dumm's G'schwätz, wenn einer behauptet, unser Pfarrer hätt' auch nur ein einziges Mal seinen Dienst nit getan oder versäumt. Wird er 'braucht, so ist er da — jawohl! Seine Schuld ist's nit, daß die Grabenleut' ihn so wenig brauchen. Mir will's scheinen, es ist allweil noch besser, der Pfarrer kümmert sich um sein Dorf, als wenn er ein strittes*) Leben führen tät' wie g'wisse Streitgockeln — jawohl! Und mir g'fallt's, daß der Pater im Klüftl geht wie unsereins, denn das zeigt, daß er nit stolz ist. Und muß er auf'n Berg oder gar auf die Almen in seinem Dienst, so steigt's sich viel leichter im Klüftl, er kommt ehnder hinauf als

*) Streitsüchtiges.

wie im langen Klosterhabit. Sell könnt' der ganz g'scheite Vorsteher auch begreif'n — jawohl!"

Wiewohl der Hinweis auf den „Streitgockel" offenbar auf den Vorsteher gemünzt war, erwiderte der Saurugger nicht besonders darauf; geringschätzig und spöttisch äußerte er: „Mir wär's z'wider, wenn mich einer verteidigen tät' in der Weis' wie der Putz. Eine Kuh müßt' lachen bei dem G'schwätz! Leichter und husiger steigen — haha! Ich bleib' dabei: die Rennerei auf die Berg', das Einmischen in Sachen, die ihn nichts angehn, soll der Pater bleib'n lass'n. Tuet er's nit lassen, so werd' ich schon einen Parigraphen finden in der Gemeindeordnung, der ihm das Gerenn verbietet, und wenn's nit anders geht, so mach' ich Anzeig' beim Klosterabt. Der Prälat kümmert sich g'wiß nit ums Wildbachverbau'n und ums Schneiteln."

Hefenstreit stopfte seine Pfeife und meinte, ohne den Vorsteher anzublicken: „Heut ist er schon stark strittet aufg'legt. Vielleicht taugt ihm die Hitz' nit, oder er spürt 's G'witter."

Bissig knurrte der Saurugger: „Die Hitz' nit, aber dein dumm's G'schwätz wird mir z'wider! Rutscht halt weiter auf'm Bauch, ich rutsch' nit mit! War' mir schon z' dumm!"

Der Vorsteher erhob sich, warf etliche Nickelmünzen für das Bier auf den Tisch, und mit langen Schritten verließ er das Gasthaus.

Verdutzt guckten ihm die Bauern nach, und als der Vorsteher um die Ecke verschwunden war, besprachen sie sich eingehend darüber, was wohl vorgefallen sein möge, daß der Saurugger einen solchen „Pick" auf den gutherzigen Pfarrer habe. Putz legte den Gemeinderäten nahe, in der nächsten Sitzung

Protest einzulegen, falls der Vorsteher wirklich eine Anzeige beim Klosterabte erstatten sollte.

Der Wirt beschwichtigte die Bauern mit dem Hinweise, daß es zu einer solchen Anzeige kaum kommen werde. „So dumm wird der Vorsteher nit sein; er weiß ja recht guet, wie froh die Gemeind' ist, daß wir einen eigenen Pfarrer in Feichtbichl haben, und daß wir nimmer den weiten Weg hinaus zur Kirche laufen müssen. Tät' übrigens auch noch eine große Frag' sein, ob der Abt auf die dumme Anzeig' hin uns den guten Pfarrer wegnehmen tät'. Der Saurugger ist halt giftig, er will die Kosten für die Wasserleitung nit bezahl'n, der geistliche Herr ist aber im Recht, wenn er darauf besteht. Dem Frieden zulieb tät's am besten sein, wenn die Gemeind' die Kosten übernehmen tät'!"

Davon wollten die Gemeinderäte aber nichts wissen.

Hefenstreit gröhlte: „Wo die Gemeind' eh so arm ist und kein Geld nit hat! Der Saurugger hat's, der soll sein Sachl nur selber zahl'n!"

Das Donnerrollen wurde immer stärker und trieb die Bauern jetzt von dannen. Vor dem Losbruch des drohenden schweren Gewitters wollte jeder daheim sein, das Haus hüten.

Unbekümmert um das verdächtige Grollen in den niedrighängenden grauschwarzen Wolkenbänken hielt der Saurugger eifrige Zwiesprache mit seinem jüngsten Sprößling, dem Franzl, einem zwölfjährigen, rothaarigen Burschen, dem die Angst vom sonnverbrannten Gesichte abzulesen war.

Scharfen Tones, verbissen und gehässig sprach der Saurugger: „Du tuest, wie ich g'sagt hab'!"

Ängstlich stotterte der Franzl: „Wenn er mich aber fürifangt und durchbleddert?"

„Dummer Bub! So lang bleibst halt nit bei

ihm stehn! Du sagst sell, was ich dir g'sagt hab', und aftn rennst auf und davon. Mehr braucht's nit!"

„Wenn aber 's G'witter losgeht!"

„Na, von Zucker bist ja nit, das Regenwasser wird dir nix tun! Also paß guet auf! Verpass'n därfst ihn nit, oder ich hau' dich, daß du vierzehn Täg' nit sitzen kannst — verstanden!"

Heulend begab sich der Franzl hinauf zum Waldesrand, wo er auftragsgemäß beobachten und auf die Rückkehr des Pfarrers von dem Orientierungsgange aus dem Wildbachgebiete warten sollte.

Ein Rauschen hub an im Tann, der Wind erzwang gewaltsam die Reverenz vor dem Wettergotte, demütig beugten sich Fichten und Tannen, doch sofort fuhren die Wipfel in die Höhe, wenn der Sturmwind eine andere Richtung einschlug.

Ersichtlich müde kam Pater Tassilo vom Hochofen herab. Beim Anblicke des drohenden Gewitters beschleunigte er den Schritt, und rasch durcheilte er die Wiesen und den Hohlweg, der zum Dörflein hinabführte.

Scheu und verängstigt folgte ihm der Franzl in einem Abstande, der ein Ertapptwerden unterwegs ausschloß.

Kaum aber hatte der Pfarrer das schützende Haus erreicht, da stolperte auch schon der Franzl heran, der heftig die Glocke zog.

Die ältliche Schwester öffnete die schwere Eichentüre und ließ den Buben ein. „Was willst, Bübl?"

„Ist der Herr Pfarrer daheim?"

„Eben ist er heimgekommen. Willst mit ihm reden?"

„Wohl — wohl!"

Der sofort verständigte Seelsorger erschien in der Meinung, daß seine Dienste verlangt würden. „Na,

was schaffst? Bist du nit der Jüngste vom Vorsteher?"

„Wohl — wohl! Bitten soll ich, daß mich der Herr Pfarrer gleich tauft. Es pressiert, weil's so arg ung'wiß ist, wann der Herr Pfarrer daheim ist. Zwölf Jahr' wart' ich schon auf die Tauf'!"

Mit einem Satze sprang der Franzl davon, als er sein eingelerntes Sprüchl aufgesagt hatte.

Erstaunt stand der Pater Tassilo im Flur. Grenzenlos war im ersten Moment seine Verblüffung. Seine Wangen glühten, heiß stieg ihm das Blut zu Kopfe, denn dem Priester ward der angetane Hohn und Spott klar. In dieser Erkenntnis fand der Pfarrer aber auch die Ruhe wieder. Die Schwester, die Zeugin der Szene gewesen war, ereiferte sich freilich arg über die Verhöhnung, die zweifellos vom Vorsteher angestiftet war.

„Laß nur, reg dich nit auf, Leni! Ein schlechter Witz des Sauruggers, weiter nichts! Der Mann mag wunder was glauben, wie mich sein Spott getroffen habe. Na, das Vergnügen gönne ich ihm. Doch mich berührt der Hohn nicht. Ich bedaure nur von Herzen, daß der Mann sich seines unschuldigen Kindes bedient, um dem Seelsorger den Spott und Hohn ins Haus zu schicken. Es sei aber dem Manne, der nicht weiß, was er tut, verziehen. — Richt mir mein Essen, Leni!"

„Gleich, Herr Bruder! Wenn ich aber was sagen darf, möcht' ich bitten, daß dem Giftnickl diese Beleidigung nit geschenkt bleibt. Das kannst du dir nit gefallen lassen!"

„Es ist bereits verziehen. Darauf zu erwidern, wäre unklug, auch unwürdig des Seelsorgers. — Hallo, was ist denn schon wieder los?" Diesmal öffnete Pater Tassilo auf das Glockenzeichen selbst die

Haustüre, die ihm der Sturmwind aus der Hand reißen wollte.

Ein eintretender Holzknecht meldete, arg erschöpft vom eiligen Marsche: „Gleich kommen, Herr Pfarrer! Es ist einer abg'stürzt im G'wänd vom Lärchspitz. Er lebt noch. Bring ihm 's Sterbsakrament, aber husig!"

„Im G'wänd vom Lärchspitz? Kann ich dort hinauf?"

„Die Jager bringen den Verunglückten auf die Hochwies'n. Ich muß fort um den Bader. B'hüet Gott! Husig — husig, Herr Pfarrer!"

Der Knecht hastete weiter durch den wütenden Sturm.

Pater Tassilo rief der Schwester zu: „Spring zum Mesner! Er soll sofort alles zur Provisur vorrichten! In zehn Minuten müssen wir abmarschieren!"

„Willst du nit g'schwind essen?"

„Hab' nimmer Zeit. Ein Sterbender verlangt meinen Beistand. — Spring, Leni! Der Dienst ist heilig!"

Die wackere Frau stürzte fort und verständigte den Küster, der von dem weiten Marsch zum Steinsee bei losbrechendem Gewitter wenig erbaut war. Aber der lange, dürre Mann wollte die Pflicht nicht vernachlässigen, zumal es galt, einem Abgestürzten den letzten Trost zu bringen. Feuersnot und Absturzgefahr kennen die Gebirgler und fürchten beides gleicherweise.

Die Leni aber sprang ins Kirchlein und zog den Strang der Kirchglocke zum Zeichen, daß ein armer Mensch sich in Todesnot befinde, und der Pfarrer mit dem Küster den Provisurgang antrete.

Der tobende Sturm verschlang das Glockenwimmern. Staubwolken füllten die Luft und wälzten sich mit rasender Schnelligkeit dem ächzenden Walde zu, Blitze

zuckten, schauerlich rollte der Donner, verstärkt durch das von den Felsen zurückgeworfene Echo. Über Feichtbichl tobte der Orkan, ohne sich in Regen zu entladen, ein trockenes Gewitter mit verdoppelter Gefahr, falls der Blitz einschlagen sollte in die ausgedörrten Holzhäuser. Der rasende Wind riß Zäune ein und entführte lockere Schindeln von den Dächern, Fensterbalken, Gattertüren flogen davon.

Der Vorsteher hatte eben das Scheunentor verriegelt und warf einen Blick auf das benachbarte Kirchlein, als Pater Tassilo, eingehüllt in einen derben Lodenkragen, mit dem Bergstock in der Faust, vom Küster begleitet, der die brennende Laterne trug, das Gotteshaus verließ und auf die sturmumtoste Straße trat.

Spöttisch guckte der Saurugger dem Pfarrer nach. Für die Opferwilligkeit des Seelsorgers, bei solchem Unwetter einen vielstündigen, lebensgefährlichen Versehgang zu machen, hatte Steinberger kein Verständnis.

In nächster Nähe auf der steil abfallenden Wiese fuhr ein Blitzstrahl in eine einsam ragende Eiche, die sogleich wie eine Fackel aufloderte. Mechanisch bekreuzte sich der Vorsteher und eilte in sein Haus zurück.

Und nun prasselte der Regen nieder, der sich bis zu einem Wolkenbruche steigerte und im Nu die Fackellohe erstickte. Alsbald ward das Geprassel ein furchtbares Knattern, eigroße Hagelkörner trommelten auf den Schindeldächern, schlugen alles nieder; vernichtet war die Hafernernte im grünen, zerschmetterten Halm, zerrissen und in den Boden geschlagen die Feld- und Gartenfrüchte, verloren die kümmerliche Fechsung an Klee und Grummet.

Brausend und brüllend schossen die Wasser von den

Höhen, besonders wild vom Hochofen herab. Zwischen den Häusern des Dörfleins wälzte sich eine braunschwarze Flut, die sich tosend über Wiesen und Felder ergoß und im jähen Gefäll hinunterstürzte zum brüllenden Grabenbache in der tiefgefurchten Talsohle.

Den wütendsten Hagelschlag hatten Pfarrer und Mesner in einer unweit des Sträßleins gelegenen Scheune abgewartet. Als das Knattern nachließ, wurde der Marsch fortgesetzt. Verlöscht war das Laternenlicht, ein Wiederanstecken der Kerze unmöglich.

Das fahle Blitzlicht gab zeitweilig Gewißheit, daß die Wanderer sich auf dem Sträßlein befanden, aber die zu Tal stürzenden Gewässer hatten sich das Sträßlein zum Bette erwählt, in dem sie den Abfluß suchten. Kniehoch strömte das Wasser, Bäume und Steine mitschleppend, immer wachsend, da drei Gewitter hintereinander sich in den Graben entluden.

Und die Gefahr wuchs, als die watenden Wanderer die Talsohle erreichten, neben dem brüllenden Wildbach marschieren mußten, der ausgetreten war und die schmale Niederung überschwemmte.

Der Küster jammerte um sein Leben.

Unverzagt watete der Pfarrer voran, mit dem Bergstock nach Grund tastend und suchend, Schritt für Schritt durch die gurgelnden Wasser.

„I derpack's nimmer, Herr Pfarrer!" stöhnte der Mesner.

„Wir müssen durch! Gott wird uns helfen. Gib her die Hand, ich führ' dich!"

Hand in Hand stapften die beiden durch die gurgelnde Flut, durch Sturm, Regen und Nacht. Nur die zuckenden Blitze ermöglichten eine zeitweilige Orientierung.

Endlich bog das Sträßlein seitlich und stieg wieder bergan.

„Jetzt ist 's Ärgste überwunden!“ rief, von der größten Sorge befreit, der Pfarrer.

Durchnäßt bis auf die Haut stiegen die Wanderer bergan, hinein in den schwarzen Wald. Aus der Tiefe drang das Gebrüll des Grabenbaches.

Vier Stunden währte der grausige Marsch, bis sie lange nach Mitternacht das Gestade des Steinsees inmitten der wuchtigen Prallmauern am Grabenende erreichten. Der Sturm hatte ausgetobt, der Regen aufgehört. Wie klägliches Seufzen klang das Zischen des schwachen Bergwindes. Schwächer wurde das Rauschen der Wasser in den Wänden und Klüften, und über die Schneide des Lärchspitzes, des höchsten Gipfels dieser Bergkönige, schob sich die Mondsichel, die nun ihr Silberlicht in den wildschönen Felskessel sandte. Wundersam erglänzte der Spiegel des kleinen Sees, an dessen Ufer etliche Almhütten standen.

Müde und matt schleppten sich die Wanderer von Hütte zu Hütte. Genauen Bescheid, wo der Verunglückte sich befinde, konnte keine der Sennerinnen geben. Es hieß nur, daß der Oberjäger Iglhaut die Rettung übernommen, die Holzknechte alarmiert habe und dann wieder bergan verschwunden sei.

An der obersten Almhütte erst erhielt der Pfarrer die Kunde, daß der Abgestürzte am großen Wasserfalle des Lärchspitzes liege und wohl erst am Morgen aufgeseilt werden könne. Für den Rest der Nacht bot die Sennerin dem erschöpften Pfarrer ihr Bett an; dem Küster gab sie etliche Bund Heu zum Lager in der Kammer.

— — — — — — — — — — — — — —

Mehr als alle anderen Almen im Gebiete der Ur-

gebirgsformation hatte die Galtalm*) am Lärchspitz unter der sinnlosen Abholzung, dem Schwinden des Schutzwaldes zu leiden, indem der Wald nicht mehr als Bewahrer des Wassers im Boden und auf dessen Oberfläche gelten konnte. Wiederholt hatte Pater Tassilo, der die Verhältnisse auf früheren Bergtouren studiert hatte, in Gesprächen mit dem Besitzer, dem Saurugger, gewarnt, die bodenbindende Kraft der Baumwurzeln, besonders im wasserreichen Gelände des Urgebirges, zu unterschätzen, zumal es just hier galt, Erdrutsche und Absitzung des Bodens hintanzuhalten und auch den Boden der Weide zu erhalten. Die Warnungen und gutgemeinten Ermahnungen waren unbeachtet geblieben, der Pfarrer ausgelacht worden.

Seit Wochen drohte jetzt der Galtalm ein Erdrutsch. Die Anzeichen waren deutlich erkennbar. Auch der achtzehnjährige Galterer, der älteste Sohn des Vorstehers, Florian, sah die Gefahr, aber er mochte wohl glauben, daß der Sturz so schnell nicht eintreten, vielleicht bis zum Abzug vom Hochlager noch „heben" werde.

Am Morgen des Sonntages verkündete ein Knistern im Boden die gesteigerte Gefahr des Erdsturzes. Florl, sonst ein schneidiger Bursch, wurde ängstlich, er trieb das Galtvieh aus der Nähe der knisternden Bruchstelle und brachte sich mit dem Halterbuben in vermeintliche Sicherheit, indem beide in die Klippen des Lärchspitzes einstiegen. Im Anblicke der großen prächtigen Sterne des Edelweißes, das inmitten der Wände des Lärchspitzes besonders schön blüht, wurde der Erdrutsch

*) Alpe für Galtvieh, trockenes Vieh, das keine Milch gibt, noch zu jung ist; Galtling = einjähriges Kalb, Galterer = Hirt von unmelkbarem Vieh.

völlig vergessen. Florl kletterte auf ein vorspringendes Grasband, das unter seinem Körpergewichte plötzlich nachgab; der Galterer und die brüchige Felsnase kollerten in die Tiefe, in den Schaumsturz des großen Wasserfalles im Gewänd.

Der gellende Schrei des Abgestürzten ließ den Halterbuben das Unglück ahnen, er sprang zurück auf einen schmalen Jägersteig und eilte flink zur nächsten Diensthütte am Lärchspitz, wo er den prinzlichen Oberjäger Iglhaut antraf, der sofort auf die Suche ging, mit eigener Lebensgefahr zu dem Abgestürzten hinabkletterte, den bös zugerichteten Galterer aus dem Sturzwasser zog und ihn mit einem Seile anband, um einen neuerlichen Absturz zu verhüten.

Florian hatte das Bewußtsein verloren, kam aber wieder zu sich und wollte verzweifeln. Heldenhaft blieb der Oberjäger bei ihm in einer lebensgefährlichen Lage, da er keinen festen Stützpunkt hatte, sondern sich mit den Händen an einem überhängenden Stein halten mußte. Das zum Abend losbrechende Gewitter steigerte die Gefahr für den Jäger zur Todesnot. Arme und Hände erlahmten, schon sah sich Iglhaut verloren, und erst im letzten Augenblick des schwindenden Lichtes erkannte er die Möglichkeit einer Rettung, indem er etwas tiefer kroch bis zu einer kaminähnlichen Verengung der Kluft, wo ein Halt durch Spreizen der Beine gefunden werden konnte. Angestrengt tiefer blickend, gewahrte der Jäger eine kleine Ausbuchtung im Kamin, die einen Sitz in ärgster Not gestatten konnte. Mit schwerer Mühe rutschte er tiefer und gewann die schmale Sitzgelegenheit, wobei freilich die Füße in der Luft hingen. Oben stöhnte der angebundene Galterer in Verzweiflung. Und nun knatterte auch im Gebiet der Felswildnis am Lärchspitz

der Hagel hernieder, und der Sturmwind bemühte sich mit aller Wucht, den Jäger hinabzuschleudern in die gähnende, nachtschwarze Tiefe. Mit den Hagelkörnern prasselte auch Steinschlag auf den schwer gefährdeten Jäger, dem die Wangen aufgerissen, Hände und Kniee zerschunden wurden.

Doch seiner Not gedachte Iglhaut weniger, seine Sorge galt dem Schwerverletzten über ihm und der Frage, ob wohl das Seil halten werde.

Nach Mitternacht besserte sich das Wetter, nur der Schutt rieselte immer noch von den Höhen; ab und zu traf ein abspringender Stein den Jäger, gleichsam als Mahner gegen die lebensgefährliche Schlafsucht.

Im ersten Morgendämmer kletterte Iglhaut wieder aufwärts zum angebundenen Galterer, der einen erschütternden Anblick bot und halb bewußtlos am Seile hing. Der Oberjäger kroch vorsichtig empor zur Grathöhe, nicht achtend der Risse und Schürfungen an Händen und Knieen.

Gellende Pfiffe kündeten endlich die Annäherung von hilfsbereiten Männern, die vom Halterjungen alarmiert worden waren.

Als Iglhaut sich aufrichtete, wollten ihm die zitternden Beine den Dienst versagen; zu groß war die Anstrengung selbst für den berggewohnten Jäger gewesen. Keuchend fragte er die Ankommenden nach dem Pfarrer.

Einer der Holzknechte meldete, daß der Halterbub den Geistlichen vom Steinsee zur Hochwiese heraufgeleiten werde, wenn es noch möglich sei, denn ein großer Teil des Bodens der Galtalpe sei im Laufe der Nacht in die Tiefe gestürzt, mit dem Almboden viele Stück vom Galtvieh.

So schmal war der Gratrücken, daß ein sicheres

Feststehen der das Seil für den Absteigenden haltenden Männer unmöglich war, die mußten selbst angebunden werden. Eine aus Fichtenstangen und Stricken hergestellte Notbahre hatten die Holzer bereits mit heraufgebracht.

„Mich laßt jetzt am langen Seil zuerst wieder hinunter! Langsam und vorsichtig das Seil nachgeben, nit durchscheuern lassen am scharfen Gestein!“ befahl der Oberjäger, während er von kundigen Händen angeseilt wurde. „Achtgeben, Leut'! Aufgeseilt wird zuerst der Galterer! Ich selbst werd' hernach heraufklettern. Wartet am Grat auf mich. Und jetzt los in Gottes heiligem Namen!“

Iglhaut setzte sich an den brüchigen Felsrand, von dem sogleich Gestein und Schutt abbröckelte und in den Kamin kollerte. Am straff gehaltenen Seile rutschte der Jäger ab mit den Füßen voraus.

Ruck für Ruck wurde das Seil nachgelassen. Mit Aufgebot aller Kraft hielt es der am Gratrande stehende Holzer nach Möglichkeit hoch. Unter seinen Füßen bröckelte immer mehr Gestein los. Aus der Tiefe hörte man die Rufe des Oberjägers, auf den der Steinschlag niederprasselte.

Wohl riefen die weiter hinten stehenden, gleichfalls angebundenen und das Seil haltenden Knechte dem Vordermann zu, den Steinschlag zu verhüten, aber es war eben nicht möglich.

Eine bange Zeit verging in Aufregung und Sorge. Endlich ließ die Seilspannung nach, der Jäger mußte unten angelangt sein.

Dann erfolgte ein Ruck am Seile, das Zeichen zum Anziehen.

Griff um Griff aus Leibeskräften.

Dem Vordermann brannten die schwieligen Hände,

und für die Füße hatte er am brüchigen Gratrande kaum noch genügenden Stand; fortwährend bröckelte das mürbe Gestein ab.

Je höher der Verunglückte emporgezogen wurde, desto größer ward die Gefahr eines Mißlingens, denn zur Hälfte war das Seil trotz aller Mühe des Vordermannes bereits durchgewetzt. Mit äußerster Kraftanstrengung zogen die Knechte, bis der Kopf des Unglücklichen am Rande des Grates endlich auftauchte.

Schreie des Entsetzens gellten durch die Felswildnis, als die Holzer den blutenden, mit unzähligen Wunden bedeckten Kopf erblickten.

Noch ein Ruck, und der Galterer lag geborgen in den Klippen auf der Südseite des Grates, die weniger steil war und mehr Raum bot.

Zitternd und bebend banden sich die Knechte los. Dann wurde der wimmernde, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Galterer auf die Notbahre gebunden.

Der für den Transport zu wählende klippenreiche Steig machte die Verbringung des Unglücklichen auf vier Schultern unmöglich, denn der nur fußbreite Pfad bot nicht genügenden Raum. Schnell entschlossen banden sich zwei Männer die Ladstangen der Bahre um den Hals; sie mußten die Hände frei haben zum Anklammern auf dem gefährlichen Marsche durch die Felsen.

So warteten sie marschbereit auf den Oberjäger, welcher den Bruchstellen am Grate weit hatte ausweichen müssen und deshalb erst spät auf der Höhe erschien. Völlig erschöpft stellte er sich dennoch an die Spitze des traurigen Zuges durch die Klippenwelt des Lärchspitzes.

Stumm halfen sich die Männer, einer hinter dem anderen, auf nur fußbreitem Pfade, einem wirklichen

Gemssteige, abwärts; keuchend die Träger der Bahre, auf welcher festgebunden der wimmernde, todeswunde Galterer lag. Unbarmherzig brannte die Sommersonne herab, Glühhitze strahlten die Felsen aus.

Der hintere Träger sah wohl, wie immer mehr Fliegen sich auf dem Kopfe des Verunglückten festsetzten, der Knecht konnte den Schwarm nicht verscheuchen.

Der gefährliche Steig endete an einer etwa dreißig Meter tiefen Sturzwand, unter der sich eine kleine steile Hochwiese, der oberste Hochlegergrund, ausbreitete.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Grabenpfarrer, begleitet vom Halterjungen und dem Küster, war auf steinigen Pfaden bergan gestiegen, beharrlich und ohne die geringste Rast. Als erfahrener Bergsteiger merkte er aber bald, daß der steinige Pfad nur auf großem Umwege, in weiten Ausbuchtungen aufwärts führte, demnach zu viel Zeit verloren ging und zu befürchten war, daß er daher mit dem letzten Troste möglicherweise zu spät am Ziele, der berüchtigt steilen Hochwiese in den Klippen des Lärchspitzes, ankommen werde. Wenn auch nicht genau, kannte Pater Tassilo das Gelände doch einigermaßen von einer früheren Besteigung her. Rasch entschlossen bog er vom Pfade ab, um quer in die Felsen einzusteigen und den Weg abzukürzen.

Der Halterjunge jammerte ob dieses kühnen Beginnens, und auch der Küster war mit dem Einstieg in die von vielen hindernden Bändern durchsetzten Wände nicht einverstanden. Er blieb mit dem Buben lieber auf dem Pfade.

Doch der Pater Tassilo ließ sich nicht abhalten, er wußte, daß viel Zeit gewonnen werden konnte, wenn

er die Kehren durch direkten Anstieg durchschneiden konnte. Freilich wurde die Steigarbeit bald recht schwierig, die kostete viel Schweiß und Anstrengung, zumal die Sonne unbarmherzig brannte. Mit Entsetzen sah der Pfarrer die Verwüstung, die der Bergsturz angerichtet hatte. Vernichtet war fast der ganze Boden der Galtalm. Den schweren Schaden hatte sich der Saurugger aber selbst zuzuschreiben. Unheimlich klang das Gepolter des Steinschlages, das stetige knirschende Rieseln des Schuttes und Sandes an das Ohr des Steigenden.

Der Grabenpfarrer strebte mit vermehrtem Eifer aufwärts, erfüllt von heiligstem Pflichteifer. Gelingt es ihm, den Abgestürzten hoch oben noch lebend anzutreffen, ihm das Sterbesakrament zu reichen, so wird die Mühe reich belohnt sein.

Froh war der Pfarrer aber seiner Bergtracht, die ihm das Steigen und Klettern wesentlich erleichterte. Manche Stellen an glatten Felsen wären, hätte er die lange Klosterkutte getragen, gar nicht zu überwinden gewesen. Stundenlang arbeitete er sich empor im Sonnenbrande, nicht achtend der Risse und Schürfungen, der Qual des Durstes.

Die heldenhafte Aufopferung ward belohnt. Pater Tassilo erreichte, freilich erschöpft bis zum Umfallen, die Zunge der zuhöchst gelegenen steilen Hochwiese just in dem Augenblicke, als die Knechte oben an der Sturzwand erschienen.

So rasch als nur möglich wurden die zwei Träger, welche die Bahre mit dem Galterer an den Hals gebunden hatten, an Seilen hinabgelassen.

Da aber schrieen die Träger plötzlich aus Leibeskräften, ebenso die Knechte oben. Die Seile erwiesen sich als zu kurz. Fast fünf Meter über der Steilwiese

hingen die Träger mit dem Verunglückten an der Wand in der Luft.

Den Knechten oben fehlte die Kraft, die Männer und den Galterer wieder hinaufzuziehen. An der glatten Wand konnten die Träger aber unmöglich hinabklettern.

Allgemeine Ratlosigkeit herrschte.

Da lief der Pfarrer herzu, stellte sich breit und fest unter den Hängenden auf. „Herunterspringen!" rief er. „Es geht nit anders! Los — in Gottes Namen!"

Die in der Luft hängenden Träger schrieen nach oben: „Loslassen!"

Ein Moment der Unentschlossenheit oben. Dann flogen die Seilenden in die Luft, und die Träger mit ihrer Last sausten an der Wand herunter.

Im Augenblick des Aufpralles griff der Pfarrer zu und fing die Bahre auf. Die Männer faßten rasch Fuß und richteten sich auf. Der Sprung war gelungen.

Als sich die Träger losgebunden hatten, wurde die Bahre wegen der Steilheit des Bodens verspreizt. Der Grabenpfarrer erschauerte beim Anblick des gräßlich zugerichteten Galterers, dessen Kopf ein dichter Schwarm von Fliegen bedeckte. Selbst der Sturz und Aufprall hatte diese Blutsauger nicht zu verscheuchen vermocht.

Bebenden Tones fragte der Pfarrer: „Wer ist der Unglückliche?"

„Der Galterer-Florl, der älteste Bub vom Saurugger," antwortete einer der Träger.

„Allmächtiger!" rief schmerzbewegt der Pater Tassilo und gebot nun, die Leute sollten wegtreten.

Er suchte die Fliegen abzuwehren und bedeckte den blutigen Kopf mit seinem Taschentuche, nur den Mund ließ er frei. Und nun kniete der Priester nieder, beugte

sich über den Unglücklichen, der jetzt bei Besinnung war und die Beichte flüsternd abzulegen vermochte.

Außer Hörweite knieten die schluchzenden Leute. Jetzt erst kamen der Küster und der Halterjunge auf der Steilwiese an. Der Pfarrer reichte dem Galterer das Sterbsakrament aus der mitgeführten Kapsel.

Hell und heiß brannte die Sonne auf die hochgelegene Steilwiese, hehre Stille, weihevoll und ergreifend, herrschte ringsum — das Schweigen der Alpenmajestät.

Mit Tränen in den Augen sprach der tiefergriffene Priester im Älplergewande: „Der Friede sei mit dir! Du wirst eingehen ins Himmelreich durch Gottes Liebe und Barmherzigkeit!“ Und als er dann auch die weinenden Leute, die opferwilligen Retter segnete, sprach er bebenden Tones: „Die Liebe bedeckt die Menge der Sünden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Die Träger banden sich die Bahre mit dem wimmernden Galterer wieder an den Hals, und vorwärts ging es, hinunter zum Steinsee. Betend folgten der Pfarrer, der Küster und der schluchzende Junge.

In einer der Alphütten im Talkessel harrte der inzwischen eingetroffene Arzt des Todwunden, dem nur noch lindernde Mittel gereicht werden konnten. Der Galterer war nicht mehr zu retten. Er wollte jedoch ins Elternhaus verbracht werden, Abschied nehmen vom Vater.

Der Arzt übernahm die Leitung des Transportes, zu dem sich die Knechte trotz ihrer Ermüdung zur Verfügung stellten. Auch der Oberjäger Iglhaut mit seiner Mannschaft beteiligte sich am Geleit, damit für Ablösung der Träger gesorgt war.

Der Grabenpfarrer aber, der unter schweren

Strapazen volle zwanzig Stunden im Dienste der Nächstenliebe tätig gewesen war, eilte dem traurigen Zuge voraus, um zu Feichtbichl den Vorsteher auf die Ankunft seines sterbenden Sohnes vorzubereiten.

Besonders würdevoll war seine äußere Erscheinung allerdings nicht, als er keuchend am Abend im Dörflein ankam; sein Älplergewand war zerrissen und tropfte vor Nässe.

Der Vorsteher hatte wohl vernommen, daß jemand am Lärchspitz verunglückt sei, er dachte aber nicht an seinen Sohn und war auch nicht neugierig, zu erfahren, wer sich durch das nach seiner Auffassung unsinnige Kraxeln in Gefahr gebracht habe. Beim Anblick des Pfarrers lachte der Saurugger höhnisch auf, und mit offenem Spott sprach er: „Wieder kraxeln g'wesen, der Herr Pfarrer? Allweil oben, bis er einmal abfallt und in einem Schneuztüchl heimgetragen wird!“

Tiefernst und ruhig erwiderte Pater Tassilo: „Ich bin diesmal in meinem Amt oben am Lärchspitz gewesen.“

„So?“

„Der Vorsteher tät' gut, alles vorzubereiten zum Empfang seines — schwerkranken Sohnes.“

„Was?“ rief erblassend der Vorsteher.

„Faßt Euch, Steinberger! Der Florl ist verunglückt, doch lebt er noch. Ich war oben bei ihm und hab' ihn mit dem heiligen Sakrament versehen. — In einer Stund' beiläufig werden ihn die Leut' bringen.“

„Mein Florl! Heiliger Gott! Ist's möglich — mein Bub verunglückt!“

Trotz der Erschöpfung sprach der Pfarrer dem fassungslosen Manne Trost zu, führte ihn in das Haus und verständigte die Dienstboten, daß Vorkehrung für den Empfang des schwerkranken Florian getroffen werden müsse.

Allgemeines Wehklagen hub an. Gleich dem Vorsteher, der wimmernd auf einer Bank saß, taten die Hausleute keinen Griff, sie heulten nur in ihrer Fassungslosigkeit.

Da mußte denn auch hier der Pfarrer eingreifen. Scharfen Tones befahl er: „Husig ein Bett herrichten — frisches Wasser bereitstellen!“

„Mein Florl — mein armer Florl!“ schrie im bitteren Schmerze der Vater.

An der offenstehenden Haustüre rief ein Bub: „Ist der Pfarrer da? Husig soll er außerkomm'n!“

Schlimmes ahnend, trat Pater Tassilo zur Türe und fragte flüsternd den Jungen: „Was gibt es?“

„Husig, Herr Pfarrer! Der Florl liegt beim Strögl im Verscheiden, sein Vater soll kommen.“

Abermals galt es, eine schwere Pflicht zu erfüllen. Milden Tones bat Pater Tassilo den Vorsteher, sich auf das Schlimmste vorzubereiten und mit ihm zum Gehöft des Ströglbauers zu eilen.

Der Steinberger schrie laut auf und stürzte davon. Ihm folgte im Zustande ärgster Erschöpfung der Pfarrer auf dem buckligen Sträßlein.

Im Flur des Ströglhauses stand die Bahre mit dem sterbenden Galterer, umringt von betenden Leuten.

Schluchzend warf sich der Vater in die Kniee, sachte zog er das Leinentüchlein vom Kopfe des Sohnes. Beim Anblick des fürchterlich zugerichteten Hauptes schrie er in wilder Verzweiflung auf.

Ein letztes Zittern lief durch den Körper des Unglücklichen, ein letzter Seufzer entfloh seinen Lippen.

Nach Atem ringend trat Pater Tassilo in den Flur und an die Bahre.

Niemand wollte dem Toten die Augen schließen,

da der Kopf zu gräßlich aussah. Selbst der Vater scheute vor der Berührung zurück.

Da sprach Pater Tassilo: „Florian Steinberger, dir habe ich pflichtgemäß den Trost der Religion hinauf in die Felswildnis gebracht, als Freund will ich dir den letzten Dienst leisten und dir die Augen schließen, die nimmer schauen können die Schönheit der Heimat in den Bergen. Dafür hat sich geöffnet die Pforte der himmlischen Heimat, die du betreten hast als guter Christ. Dein Eingang ins Himmelreich ist der Trost für die auf Erden Verbliebenen. War es dir nimmer vergönnt, lebend die Schwelle des Vaterhauses zu erreichen, jetzt ist deine Seele beim himmlischen Vater, der dir ein milder Richter sein wird. Kurz war deine Erdenwanderung, in der Blüte deines jungen Lebens mußtest du scheiden. Schlummere sanft bis zum großen Tage, an dem der nimmer endende Frühling der ewigen Welt anheben wird!“

Leise Gebete murmelnd nahmen die Knechte die Bahre auf die Schultern.

Hinter der Bahre schritt stumm der Vater neben dem Grabenpfarrer. Das Blut vom Haupte Florls klebte noch an den Fingern des opferwilligen Priesters.

Die Holzknechte, Jäger und Bauern folgten, und langsam bewegte sich der Zug durch das stille Tal, in das der Abendfriede seine Schleier wob.

Die von der achtsamen Leni gezogenen Glocken tönten grüßend weihevoll entgegen.

Im Kirchlein wurde der Tote für die Nacht untergebracht.

Pater Tassilo wankte mühsam zum nahen Pfarrhause. An der Schwelle ergriff der Vorsteher des erschöpften Priesters Hand, beugte sich nieder und küßte sie hastig. Dann verschwand er.

Und Tags darauf, nach der Beerdigung, erschien der Steinberger in der kleinen, ärmlichen Amtsstube des Pfarrers. „Vergelt's Gott vieltausendmal, was Sie für meinen Florl 'tan haben, Herr Pfarrer! Indem ich danke aus tiefstem Grund, bitt' ich auch demütig um Verzeihung für alles. Sie wissen schon, was ich sagen will, aber nit sag'n kann — gleich nur: Verzeihung! Und alles nehm' ich z'ruck! Gott erhalt' uns unsern Pfarrer!"

„Ist ja alles längst verziehen, Steinberger! Ich hab' nur meine Pflicht getan. Das G'wand des Pfarrers ist Nebensach'. Meinen S' nit auch, Vorsteher? Und nun wollen wir Freunde sein und es recht lang bleiben!"

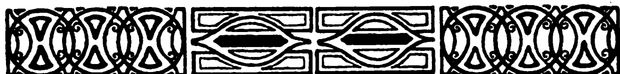
„Vergelt's Gott für alles! Und die Wasserleitung wird jetzt auf meine Kosten g'richtet."

„Nein, Steinberger! Sie haben Schaden genug erlitten durch die Vernichtung des Hochlegergrundes am Lärchspitz und werden die Groschen selbst benötigen. Ein Grabenpfarrer mit geringem Einkommen kann freilich keine Sprünge machen, aber ich werd' die Wasserleitung schon kriegen und lass' sie auf Abzahlung machen."

Steinberger hielt die schwielige Hand hin und sprach tiefbewegt: „Wohl, wohl, Hochwürden. Geben S' mir die Ehr' und die Hand! Alles soll jetzt gehen, wie Sie's woll'n. Unser Grabenpfarrer ist halt doch unser bester Freund!"







Soldatenleben in Französisch-Kongo.

Von H. Wolffram.

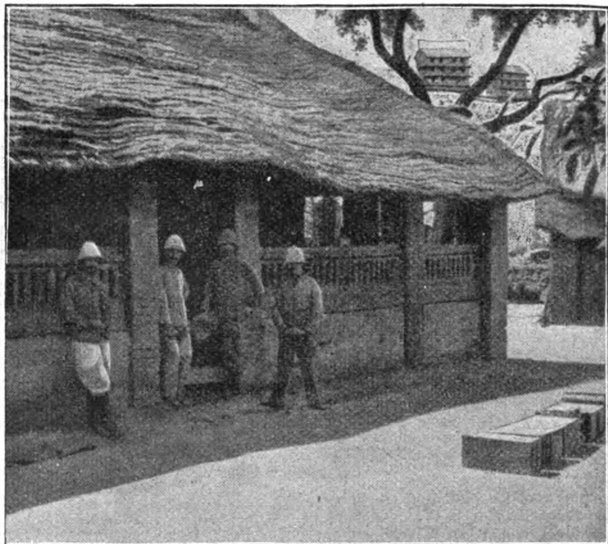
Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Abgesehen von Algerien, das in Gestalt von drei Departements dem französischen Mutterlande unmittelbar angegliedert ist, scheiden sich Frankreichs überseeische Besitzungen in eigentliche Kolonien und in Schutzstaaten. Eine dritte Kategorie bilden die sogenannten „Interessensphären“, deren es namentlich im Hinterlande der afrikanischen Kolonien etliche von gewaltiger räumlicher Ausdehnung gibt, und die sich je nach Lage der Dinge die Bezeichnung als Protektorat, Militärterritorium oder dergleichen gefallen lassen müssen.

Die Administrations- und Militärverhältnisse dieser Gebiete sind, weil in erster Linie von dem Verhalten der eingeborenen Bevölkerung abhängig, mannigfachem Wechsel unterworfen. So wurde das im Jahre 1900 von Französisch-Kongo abgesonderte Tschadsee-Militärterritorium, welches damals das Flußgebiet des Kemo und Schari, sowie die Länder Bagirmi, Wadai und Kanem umfaßte, zwei Jahre später wieder enger mit jenem Gebiet verbunden, um 1904 aus Verwaltungsrücksichten abermals eine andere Abgrenzung und Einteilung zu erhalten.

Gegenwärtig setzt sich Französisch-Kongo aus den Kolonien Gabun und Mittelkongo, aus dem Ubongi-

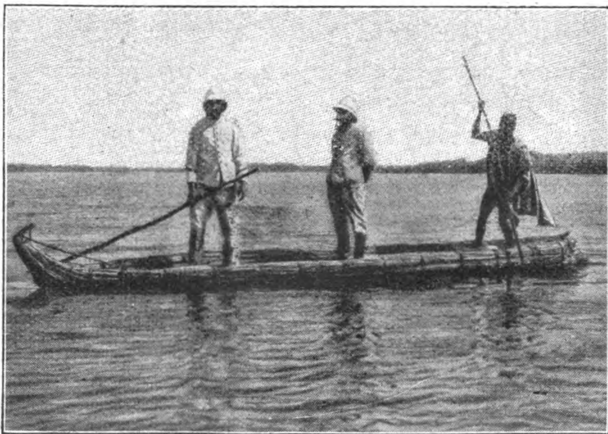
Schariterritorium und dem Tschadterritorium zusammen, welches letztere sich vom siebenten Grad nördlicher Breite bis ungefähr zum fünfzehnten erstreckt und — mit Ausschluß der Wasserfläche des Tschadsees — einen Flächenraum von annähernd 1,762,000 Quadratkilometer mit beiläufig 8½ Millionen Einwohnern um-



Wohnhaus eines Postenkommandanten im Tschadterritorium.

faßt. Der Tschadsee selbst, das größte Binnengewässer im mittleren Sudan, von den Arabern Bar-es-Salam genannt, ist je nach der Jahreszeit von wechselnder Größe. Im Durchschnitt eine Fläche von 27,000 Quadratkilometer bedeckend, schrumpft er in der Trockenzeit gelegentlich bis auf 11,000 Quadratkilometer zusammen, während unmittelbar nach der Regenzeit häufig ein Areal von mehr als 50,000 Quadratkilo-

meter von seinem morastigen, schwarzbraun gefärbten Wasser überspült wird. Die Ausdehnung dieses Überschwemmungsgebietes erklärt sich aus der seichten Beschaffenheit der Seemulde, die es an manchen Stellen



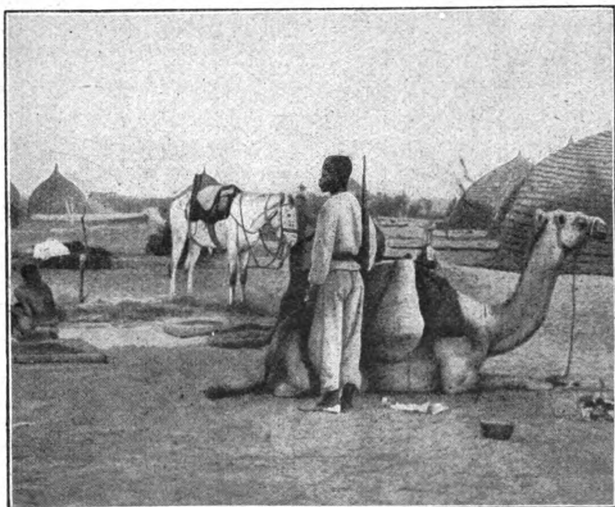
Aus Schilfrohr hergestelltes Fahrzeug der Eingeborenen auf dem Tschadsee.

möglich macht, den Tschad viele Stunden weit zu Pferde zu durchreiten.

Wenn das Tschadsee-Militärterritorium amtlich als unter französischer Verwaltung stehend bezeichnet wird, so ist der Begriff der Verwaltung einstweilen noch mit einigem Vorbehalt zu verstehen. Der im fernen Brazzaville residierende Generalkommissar für Französisch-Kongo wird hier durch den jeweiligen Truppenbefehlshaber vertreten, und die Autorität dieses letzteren reicht immer genau so weit, wie seine militärischen Machtmittel reichen. An den Grenzen des ebenfalls in die französische Interessensphäre einbezogenen Negerstaates Wadai ist sie vorderhand noch

so ziemlich zu Ende, und nur in den eigentlichen Ufergebieten des Tschadsees kann von einer vollständigen Unterwerfung der eingeborenen Bevölkerung die Rede sein.

Die Abgabe, die von den einzelnen Stämmen als Gegenleistung für den ihnen gewährten „militärischen Schutz“ gefordert wird, ist an und für sich kaum als drückend zu bezeichnen. Der französische Gewährsmann, dessen Berichten wir hier in der Hauptsache folgen, ein längere Zeit im Tschadgebiete im Dienst gewesener Offizier, erzählt zum Beispiel, daß dem



Ein Eingeborenendorf.

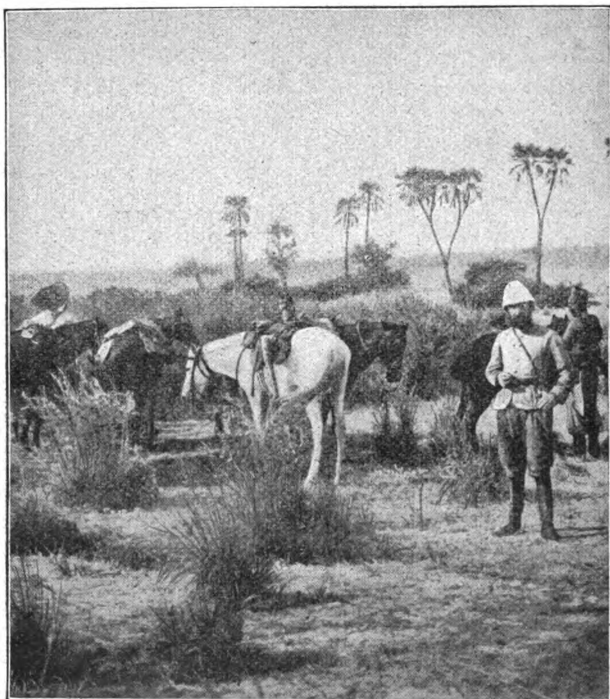
von ihm auf einen Besitz von 60,000 Schafen, 10,000 Ochsen, zahlreichen Pferden und Kamelen geschätzten Stamm des Häuptlings Mumin, dessen Angehörige sich auf 35 Dörfer oder Lagerstätten verteilten, eine

jährliche Steuer von 15 Ochsen auferlegt worden sei, während ein Negersultan vom Schlage des berüchtigten Rabah sich schwerlich mit weniger als 1500 begnügt haben würde.

Nichtsdestoweniger wird auch diese verhältnismäßig geringfügige Abgabe höchst widerwillig und zumeist erst unter dem Druck einer sanften Gewalt entrichtet. Ihre Beitreibung ist jahraus, jahrein die Hauptbeschäftigung der einzelnen Stationskommandanten, und die Schlauheit der Neger weiß den zu solchem Zweck ausgesandten Offizieren manchmal die ärgsten Streiche zu spielen. Allerdings nur den Neulingen unter ihnen, denn ein alter Afrikaner, der seine Leute kennt, findet, da er nur selten mit offener Feindseligkeit zu rechnen hat, je nach Lage der Dinge schon die geeigneten Mittel, ihren Schlichen zu begegnen. Wenn zum Beispiel die tausendköpfigen Viehherden eines Stammes wie vom Erdboden verschwunden scheinen, wenn der zur Empfangnahme des Tributs erschienene Offizier selbst an der ihm wohlbekannten Tränkstelle tagelang vergebens auf ihr Erscheinen wartet und sich dabei allen erdenklichen kleinen Schikanen des Stammeshäuptlings und seiner Leute ausgesetzt sieht, so pflegt er sich, wenn er Erfahrung und Schneid genug besitzt, statt der unerreichbaren Ochsen einer gleichen Anzahl der bedeutend wertvolleren Pferde oder — in Ermanglung dieser Vierfüßler — einfach ebensovieler Weiber zu bemächtigen und mit ihnen den Heimweg nach seiner Station anzutreten. Mag sich sein Marsch dann auch anfangs nicht sehr behaglich gestalten, weil etliche hundert Neger ihn und seine wenigen Begleiter unter wütenden Gebärden und mit drohend geschwungenen Speeren umschwärmen, so kann er doch ganz sicher sein, daß nach und nach wie durch ein Wunder

die vorenthaltenen Ochsen auf der Bildfläche erscheinen, um Stück für Stück gegen je ein Pferd oder ein Weib ausgetauscht zu werden.

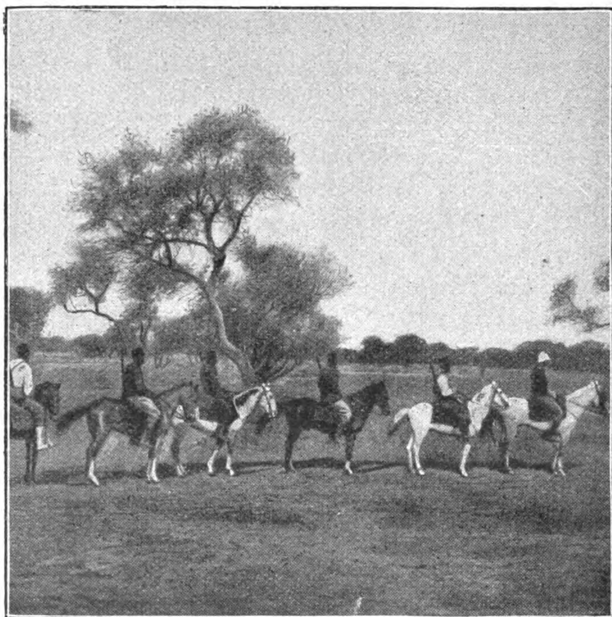
Mit ganz besonderen und häufig geradezu unüber-



In der Oase.

windlichen Schwierigkeiten ist die Erhebung des lebendigen Tributs auf den im Tschadsee gelegenen Inseln verbunden. Die Bewohner dieser kleinen Eilande, bis zu denen die arabische Zivilisation nicht vorgedrungen ist, haben vor der französischen Besitzergreifung

niemals den Druck irgendwelcher Herrschaft empfunden, und es ist darum sehr begreiflich, daß sie die Forderung einer jährlichen Viehabgabe als einen willkürlichen Eingriff in ihre Rechte betrachten, dem



Spahis beim Aufbruch zu einer militärischen Operation.

sie sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln widersetzen. Die große Zahl der zum Teil dicht beieinander liegenden Inseln macht es ihnen nicht allzu schwer, ihre Herden bei der leicht zu beobachtenden Annäherung französischer Soldaten schwimmend von einem Eiland auf das andere zu führen, die Weiber und Kinder werden in den aus Schilfrohr hergestellten Kähnen, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit zu

bedienen wissen, ebenfalls zu einer Nachbarinsel hinübergerudert, und die Vollstrecker der Staatsgewalt finden in der Regel nur noch ein zur Deckung der fluchtartigen Übersiedlung zurückgelassenes Häuflein von Kriegern vor, die sich durchaus nicht bedenken, im Notfall von ihren Assagaien und ihren vergifteten Pfeilen Gebrauch zu machen, bevor auch sie auf unbehauenen, zu einfachen Flößen vereinigten Baumstämmen das Weite suchen.

Die Segnungen der französischen Herrschaft und die Aufgaben der auf weit auseinanderliegende Sta-



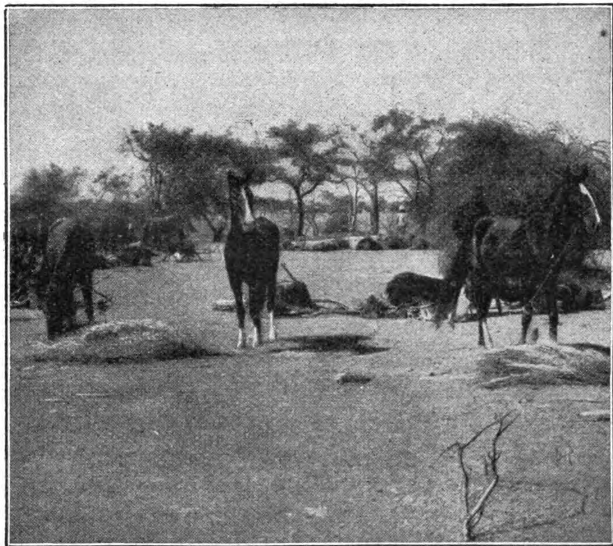
Mahlzeit im Schatten.

tionen verteilten Soldaten bestehen nun allerdings nicht ausschließlich in der Beitreibung von Steuern. Die Kommandanten dieser Stationen sind vielmehr auch des öfteren genötigt, ihre Schutzbefohlenen gegen die

Angriffe räuberischer Nachbarn zu verteidigen, oder den letzteren, da solche Verteidigung in der Regel zu spät kommt, das geraubte Vieh wieder abzujagen. Namentlich die kriegerischen Bewohner von Wadai pflegen von alters her in kurzen Zwischenräumen die Grenzdörfer des Tschadseeterritoriums heimzusuchen, um Ochsen, Kamele und Sklaven zu erbeuten, und die Aufgabe, ihnen diese Beute wieder abzunehmen, ist bei der Beschaffenheit des Landes und der Größe der in Betracht kommenden Entfernungen zumeist eine recht mühselige. Da der Kleinkrieg gegen die schwarzen Räuber in der Kunst besteht, sie bei Tagesanbruch in ihren Lagerstätten zu überraschen, und da der eigentliche Kampf gewöhnlich schon nach den ersten Gewehrschüssen zu Ende ist, bedarf es für derartige Expeditionen nur selten eines größeren Aufgebots an Mannschaften.

In allen Fällen, wo nicht von vornherein mit einer sehr erheblichen Zahl von Feinden gerechnet werden muß, werden zu solchen Operationen nur Mannschaften der Spahiregimenter, der von französischen Offizieren und Unteroffizieren befehligten, aus eingeborenen Algeriern und Tunesen gebildeten Kavallerie, verwendet. Die als berittene Infanterie auf die einzelnen Stationen verteilten Schützen sind nämlich den Strapazen größerer Märsche, die ohne längere Ruhepausen zurückgelegt werden müssen, in erheblich geringerem Maße gewachsen. Es bedarf in der Tat einer mehrjährigen kavalleristischen Ausbildung, um, wie es häufig erforderlich ist, fünf oder sechs Tage hintereinander täglich zwölf bis achtzehn Stunden im Sattel zuzubringen und dabei niemals anders als Schritt zu reiten. Sowohl die sandige Beschaffenheit des Bodens wie die Gewöhnung der ebenso ruhigen als

ausdauernden Pferde verbieten selbst auf kurze Strecken eine Abwechslung zwischen Schritt und Trab oder gar Galopp, und jeder Kavallerist weiß zur Genüge, welche Tortur ein stundenlanger Paßgang seines Pferdes für den Reiter bedeutet. Dazu kommt, daß nicht nur für kriegerische, sondern auch für friedliche Expeditionen



Rastende Pferde.

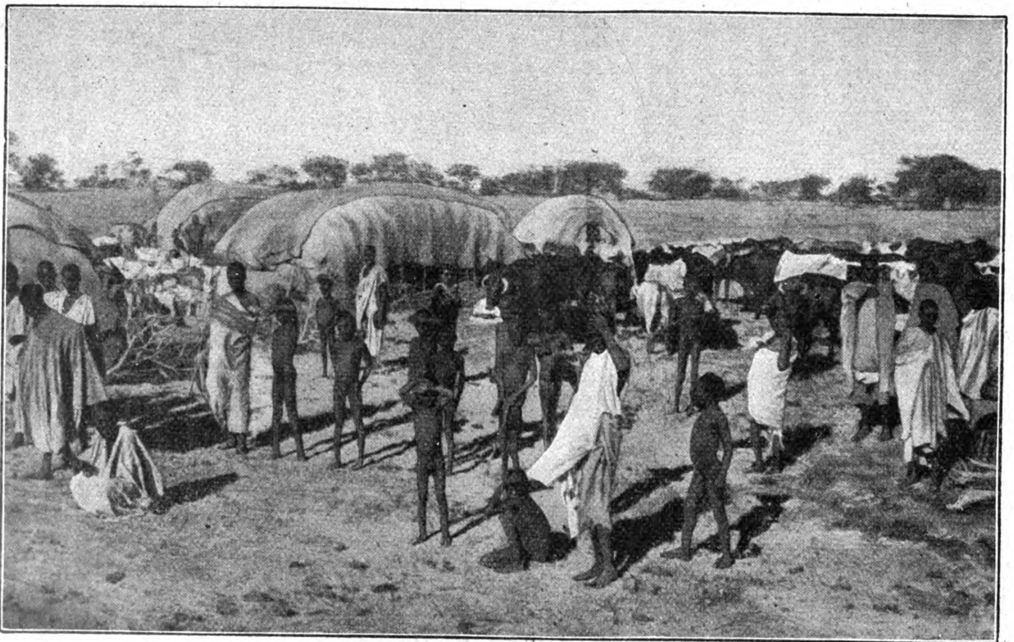
stets ein großer Teil der Nacht zum Marschieren benützt werden muß, weil die auf der Höhe des Tages herrschende Hitze jede körperliche Anstrengung so gut wie unmöglich macht. Diese Nachtmärsche in oft beinahe undurchdringlicher Finsternis aber sind bei den Soldaten sehr wenig beliebt, sowohl um der dichten, dornigen Vegetation willen, die in einigen Gegenden durchritten werden muß, wie namentlich wegen der

blutgierigen Insekten, die zur Nachtzeit in ungezählten Scharen über den schutzlosen Menschen herfallen.

Wenn man genötigt ist, auch noch einen Troß von Tragochsen mitzunehmen, muß man, um Menschen und Tiere widerstandsfähig zu erhalten, von neun Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags rasten und die einzelnen Abschnitte des Marsches so einzurichten wissen, daß diese Ruhezeit in einer Oase oder wenigstens an einem halbwegs schattigen Platze zugebracht werden kann. Kürzere Pausen zur Einnahme der Mahlzeiten wie zum Ausruhen der Reit- und Tragtiere müssen außerdem während des Rittes in nicht zu lang bemessenen Zwischenräumen eingeschoben werden, und begreift man leicht, daß auf solche Weise an ein rasches Vorwärtskommen trotz erheblicher Strapazen kaum zu denken ist.

Nicht zu unterschätzen sind auch die Schwierigkeiten der Orientierung in einem Gebiet, in dem es keine Straßen und Wege gibt, wo im lockeren Sande jede Spur sofort wieder verschwindet, und wo nicht einmal die auf den Karten verzeichnete Lage der Ortschaften eine auch nur halbwegs zuverlässige Richtschnur abgibt. Denn diese Ortschaften, in deren Namengebung überdies die denkbar größte Unsicherheit herrscht, pflegen je nach der Jahreszeit, den Trinkwasser- oder Gesundheitsverhältnissen urplötzlich von der einen Stelle zu verschwinden, um an irgend einer anderen, oft viele Kilometer entfernten unter dem alten oder auch unter irgend einem veränderten Namen neu zu erstehen. Die Benützung eingeborener Führer ist darum selbst für erfahrene Offiziere bei jeder größeren Expedition ganz unerläßlich.

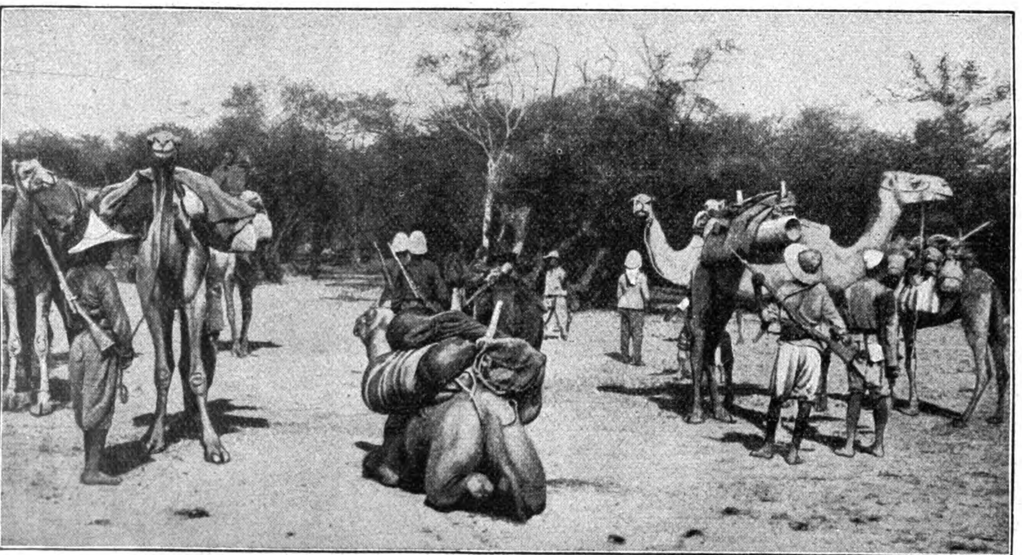
Aber wer die Negernatur kennt, weiß die Zuverlässigkeit dieser Führer nach ihrem wahren Werte



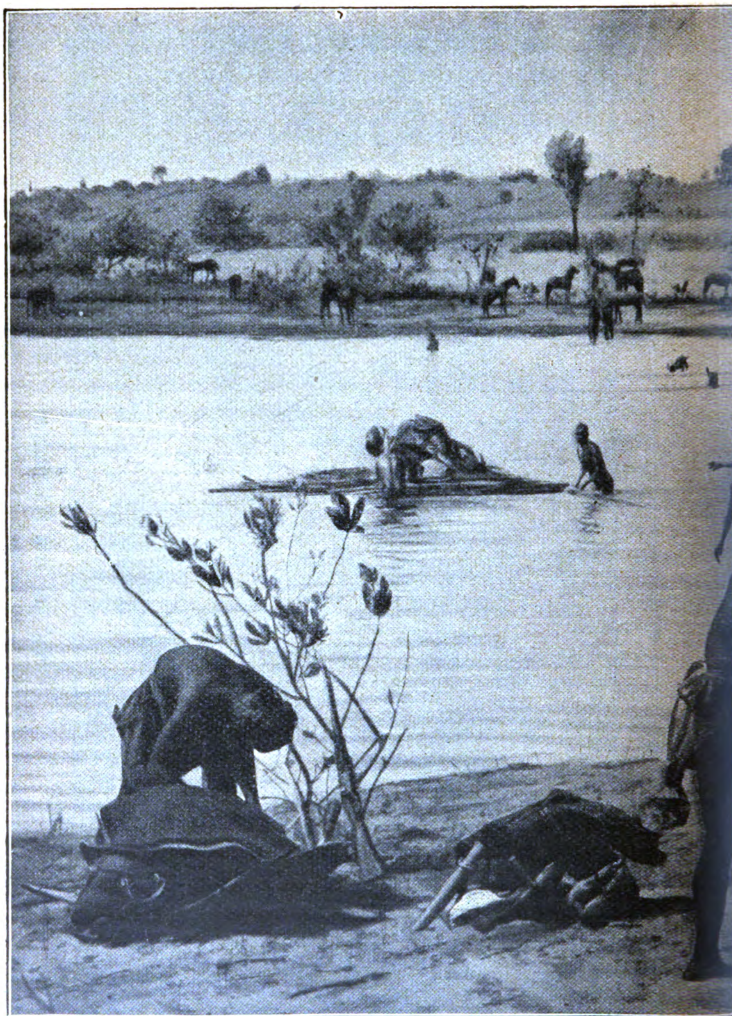
Ein Lagerplatz feindlicher Neger aus Wadai.

zu schätzen. Wohl verfügen sie über einen geradezu wunderbaren Ortssinn, der sie in den Stand setzt, sich auch in nie betretenen Gegenden mit unfehlbarer Sicherheit zurechtzufinden, aber selbst wenn sie nicht geradezu mit dem „Feinde“ unter einer Decke stecken, werden sie immer geneigt sein, den ebenso gefürchteten als gehaßten Weißen hinters Licht zu führen oder sich im geeigneten Augenblick aus dem Staube zu machen.

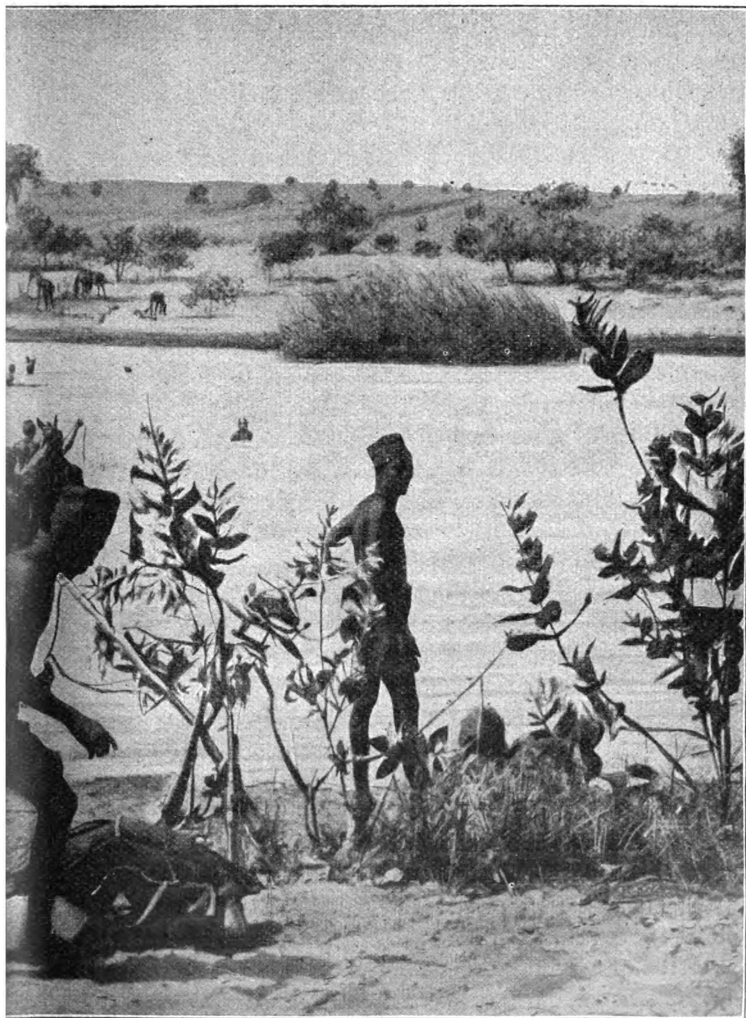
Ist es aber einmal gelungen, die gesuchten Räuber aufzuspüren, so darf der Zweck des Unternehmens auch schon als sicher erreicht angesehen werden, denn es gehört zu den größten Seltenheiten, daß die Überrumpelten sich auf einen ernstlichen und hartnäckigen Widerstand einlassen. Ihre Art der Kriegführung hat sich der Taktik der fremden Eindringlinge ja noch nicht im geringsten anzupassen vermocht. Schon die Sorglosigkeit, mit der sie in irgend einer Bodensenkung oder um eine Wasserstelle herum ihre Lagerstätten wählen, ohne an die notdürftigste Befestigung oder auch nur an ein Ausstellen von Posten zu denken, macht es für Angreifer europäischer Schulung zum Kinderspiel, sie zu überraschen und in die Flucht zu jagen. Diese Flucht ist in beinahe allen Fällen eine so überstürzte, daß sie von ihrer Beute an Vieh und Sklaven nichts mit sich nehmen und einzig auf die Rettung ihres Lebens bedacht sind. Nach Überwindung des ersten Schreckens freilich kehrt ihnen zuweilen der verlorengegangene Mut zurück, und die „siegreiche“ Expedition muß deshalb immer darauf gefaßt sein, während des Rückmarsches nächtlicherweile von dem geschlagenen Feinde angegriffen zu werden. Diese Gefahr ist um so weniger zu unterschätzen, als die dem Gegner abgenommenen, oft sehr zahlreichen Ochsen, Schafe und Kamele den Rückmarsch sehr wesentlich



Rast auf dem Rückmarsch.



Übergang über ein



Nebenfluß des Schari.

erschweren und verzögern. Es werden darum während der Rastpausen stets die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, die sich recht häufig als keineswegs überflüssig erweisen.

Wo sich die Sudanneger aber einmal zum Nahkampfe gezwungen sehen, hat man sie als recht ernsthafte Gegner einzuschätzen. Die Art ihrer Bewaffnung und ihre Geschicklichkeit in der Handhabung derselben verschafft ihnen da leicht ein verhängnisvolles Übergewicht über den europäischen oder algerischen Soldaten. Am harmlosesten ist in ihren Händen immer noch das Gewehr, selbst wenn es nicht, wie es die Regel ist, eines der ältesten europäischen Modelle sein sollte. Nicht etwa, weil die Neger schlechte Schützen wären, denn das sind sie durchaus nicht, sondern weil es mit ihrer Munition beinahe immer auf das schlechteste bestellt ist. Gehört die Beschaffung von Patronen für sie ohnehin schon zu den schwierigsten Dingen, so kommt dazu, daß diese Patronen einen der beliebtesten Tauschartikel unter ihnen bilden. Der Neger aber kann nicht tauschen, ohne schamlos zu betrügen. Und so wird ein Sudanese kaum jemals eine Patrone aus der Hand geben, ohne sie um einen Teil ihres Pulvers erleichtert zu haben. Hat sie dann ein paarmal den Besitzer gewechselt, so enthält sie oft kaum noch Pulver genug, das Geschoß aus dem Lauf zu bringen. Da zudem wahllos Patronen jeden Kalibers verwendet werden, ohne Rücksicht darauf, ob sie zu der Waffe passen oder nicht, so ist die Mehrzahl der von Kongonegergewehren verursachten Schußwunden nicht ernsthafter Natur, und es kommt vor, daß ein französischer Krieger im Gefecht von vier oder fünf Kugeln getroffen wird, ohne auch nur eine einzige gefährliche Verletzung zu erleiden.

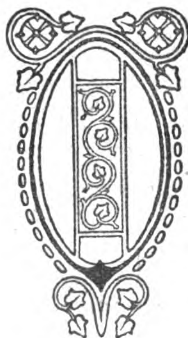
Um so verderblicher wirken in dem auf 30 bis 100 Meter Entfernung geführten Nahkampfe die altgewohnten einheimischen Waffen: Assagaie, Wurfmesser und vergifteter Pfeil. Die Assagaie ist ein Wurfspeer mit schwerem, glattem und hartem hölzernen Schaft von 1,25 bis 2 Meter Länge und mit 16 bis 48 Zentimeter langer, zweischneidiger, eiserner Spitze, die auf 40, unter Umständen aber auch auf 80 bis 100 Meter mit großer Treffsicherheit und außerordentlicher Durchschlagskraft geschleudert wird. Fälle, wo der Schädel eines Getroffenen von der Assagaie glatt durchbohrt wurde, ohne daß es nachher trotz aller Anstrengung gelungen wäre, die Waffe aus der Wunde wieder herauszuziehen, gehören nicht zu den Seltenheiten, und die Form der Klingen ist ebenso wie bei den fast noch gefährlicheren Wurfmessern eine derartige, daß sie niemals ohne erhebliche Vergrößerung der Wunde aus dem Körper des Verletzten entfernt werden können.

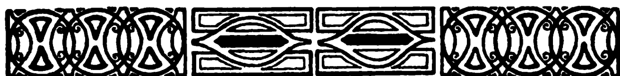
Die mit Pflanzengiften bestrichenen Pfeile werden von den französischen Soldaten dagegen viel weniger gefürchtet. Abgesehen davon, daß die ziemlich schwachen Bogen, mit deren Hilfe sie abgeschossen werden, ihnen nur auf ganz kurze Entfernungen eine nennenswerte Durchschlagskraft verleihen, wird ihre Vergiftung dem mit den Hilfsmitteln europäischer Chirurgie behandelten Verwundeten kaum jemals verhängnisvoll. Was von ihrer unfehlbar tödlichen Wirkung erzählt wird, kann, wenigstens soweit es sich um die von den Kongonegern verwendeten Gifte handelt, getrost in das Reich der Fabel verwiesen werden.

Im Laufe der letzten Jahre haben übrigens die oben geschilderten Strafexpeditionen an Häufigkeit wesentlich abgenommen. Dagegen sind einige ernst-

hafte Versuche von französischer Seite gemacht worden, die bis jetzt recht wackelige „Schutzherrschaft“ in dem unruhigen Wadai mit Waffengewalt zu befestigen.

Wohl der erfolgreichste Versuch war das Gefecht, das im Juni des verflossenen Jahres das 500 Mann starke Bataillon Jullien der bedeutenden Streitmacht einiger verbündeter Wadaihäuptlinge lieferte, und bei dem neben zweien dieser Häuptlinge ungefähr tausend Neger getötet wurden. Die moralische Wirkung dieser Niederlage wurde von dem Befehlshaber im Tschadgebiet als eine sehr bedeutende und nachhaltige geschildert; daß man aber der völligen Unterwerfung von Wadai damit nur um einen kleinen Schritt näher gekommen ist, kann für keinen Kundigen einem Zweifel unterliegen.





Im Röntgenhaus.

Von Dr. Robert Fürstenau.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Das schwere Portal des Krankenhauses schließt sich hinter uns; wir durchschreiten die Halle und gelangen an den Reihen der niedrigen Pavillons vorbei zum Röntgenhaus. Der leitende Arzt der Röntgenabteilung ist gerade erschienen, und eine Reihe von Patienten wartet bereits darauf, mit der geheimnisvollen Strahlenart, die Durchsichtiges und Undurchsichtiges zu durchdringen vermag, untersucht zu werden. Der geräumige Saal, den wir betreten haben, ist angefüllt mit einer großen Zahl von Apparaten, elektrische Leitungen laufen an den Wänden hinan, breiten ihr Netz unter der Decke aus, Meßinstrumente und Schalter der verschiedensten Formen zieren ein großes Schaltbrett, das sich hinter den Glaswänden eines „Schutzhauses“, einer Telephonzelle ähnlich, befindet.

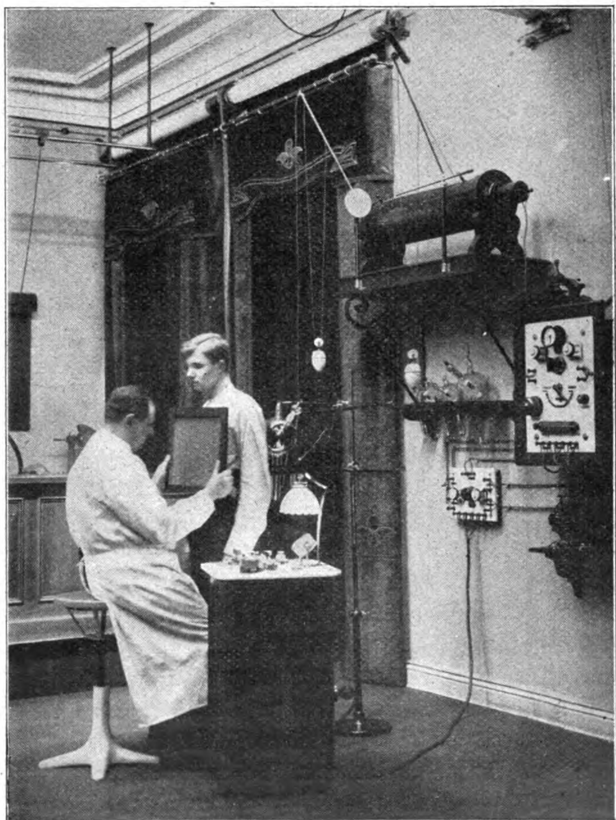
In diesen engen Raum müssen wir uns der strengen Vorschrift gemäß begeben, so lange als außerhalb des Schutzhauses Röntgenstrahlen erzeugt werden; könnten diese doch unseren Körper treffen und dort Schädigungen hervorrufen. Die Glaswände der Zelle schützen uns jedoch in vollkommenster Weise vor den schädlichen Einwirkungen der Strahlen, da letztere durch Glas, und zwar durch eine besondere Art desselben, das Bleiglas, so gut wie gar nicht hindurchdringen können. Eine merkwürdige Tatsache!

Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt das Glas „durchsichtig", weil die Lichtstrahlen es durchdringen, Holz, Metalle und ähnliche Körper dagegen „undurchsichtig". Stellen wir uns nun einmal vor, die Sonne würde statt der Lichtstrahlen nur Röntgenstrahlen aussenden, und unsere Augen nähmen diese wahr, so würden wir gerade umgekehrt Metalle durchsichtig und Glas undurchsichtig nennen. Es kommen also diese Eigenschaften den Stoffen nicht an sich zu, sondern sie sind lediglich durch die Beschaffenheit unserer Sehorgane bedingt. —

In einem Stativ, dessen Klammer nach allen Seiten hin beweglich ist, hat man inzwischen eine große Glaskugel, in welche Metallteile verschiedener Form hineinragen, befestigt. Das ist die Röntgenröhre, das komplizierte und schwierig zu behandelnde Instrument, welches, an die Pole eines Induktors, eines Apparates, der elektrische Ströme von außerordentlich hoher Spannung erzeugt, angeschlossen, die durchdringende Strahlung aussendet. Ein Schirm von rechteckiger Form, dessen eine Fläche gelbgrün glänzt, wird herbeigeholt: der Leuchtschirm, der weiter nichts ist als ein Stück Karton, das auf einer Seite mit einem Platinsalz, dem Bariumplatincyanür, bestrichen ist; letzteres besitzt die Eigenschaft, aufzuleuchten, sobald es von Röntgenstrahlen getroffen wird, und hierdurch ist uns die Möglichkeit gegeben, die unsichtbaren Röntgenstrahlen dem Auge wahrnehmbar zu machen.

Die Vorbereitungen sind getroffen, der Patient hat vor der Röntgenröhre Platz genommen, und der Arzt nimmt den Leuchtschirm zur Hand. Ein Druck des Gehilfen auf einen Knopf des Schaltbrettes im Schutzhaus — und automatisch beginnen die schwarzen

Jalousien sich vor die Fenster zu schieben, bis der ganze Raum im Dunkeln liegt; nur dem Schaltbrett



Röntgendurchleuchtung.

spendet ein kleines elektrisches Lämpchen ein mattes Licht, das gerade dazu hinreicht, die Schalter zu erkennen und die Stellung der Meßinstrumente abzu-

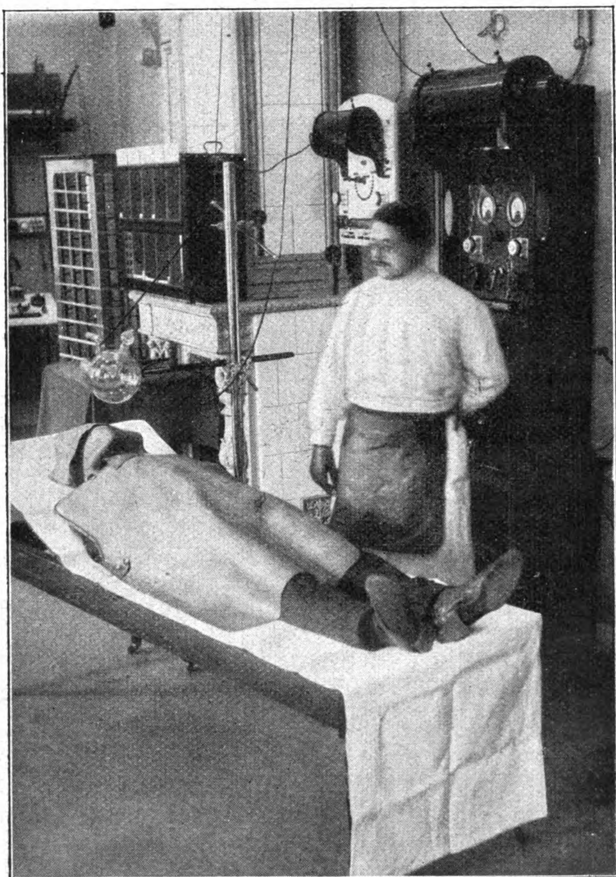
lesen. Ein Hebelgriff — mit leisem Surren beginnen die Apparate zu arbeiten. Die Röntgenröhre draußen leuchtet in mattgrünem Licht auf; eine weitere Hebeldrehung, und das Leuchten verstärkt sich.

Der vor dem Patienten stehende Arzt untersucht die Lunge, indem er mit dem Schirm die einzelnen Partien derselben ableuchtet; besonderen Wert legt er dabei auf die Lungenspitzen, an deren Röntgenbild sich gewöhnlich am ersten das Vorhandensein von Tuberkulose kundgibt.

Hin und wieder fordert er den Gehilfen auf, der Röhre mehr Strom zuzuführen, damit das Leuchtbild auf dem Schirm deutlicher wird; ein Hebel wird dann von Kontakt zu Kontakt vorsichtig verschoben, bis schließlich das intensiv grüne Licht der Glaskugel einen großen Teil des Raumes in magische Beleuchtung hüllt.

Die Durchleuchtung ist beendet, die Jalousien schieben sich wieder automatisch zurück, und das Tageslicht flutet in den Saal hinein. Eine andere Anwendungsart der Röntgenstrahlen bietet jetzt sich unseren Augen dar. Ein Patient, dessen Haut an der Stirn durch eine Krankheit entstellt ist, unterwirft sich der Bestrahlung. Sonderbarerweise haben die Röntgenstrahlen zwei einander völlig entgegengesetzte Eigenschaften: sie *heilen* die Haut von Krankheitsprozessen ebenso, wie sie derartige Prozesse, und zwar solche äußerst hartnäckiger und gefährlicher Art, in der gesunden Haut bei längerer Bestrahlung *hervorrufen*. Sie sind also ein zweischneidiges Schwert in der Handhabung durch Unkundige, und dies ist der Grund dafür, daß die Deutsche Röntgengesellschaft darauf hinarbeitet, daß Unberufenen das Arbeiten mit Röntgenstrahlen gesetzlich untersagt wird.

Um nun lediglich die heilenden Wirkungen der

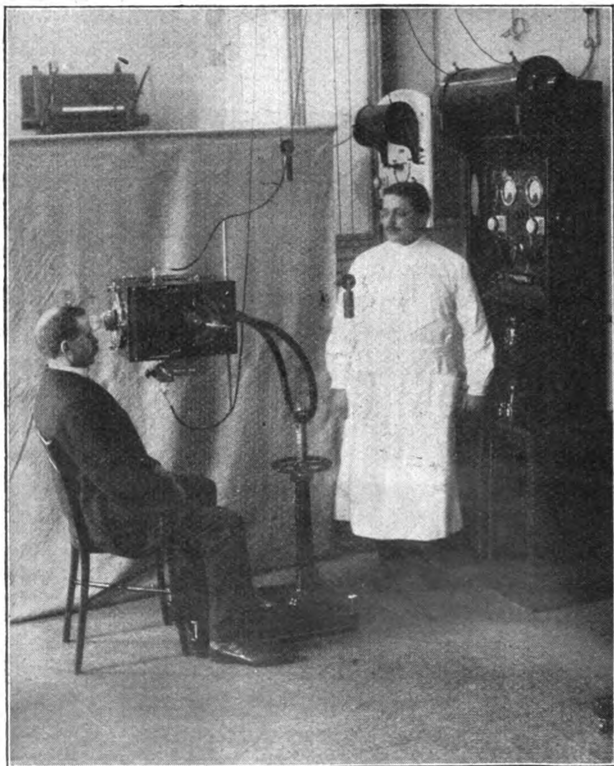


Röntgenbestrahlung mit Bleischutz.

Strahlen auszunützen und Schädigungen gesunder Teile auszuschalten, wird der Patient mit Bleifolie, die für Strahlen so gut wie undurchlässig ist, bedeckt, so daß nur die kranke Stelle frei bleibt und

so den Strahlen der über ihr angebrachten Röntgenröhre direkt ausgesetzt ist.

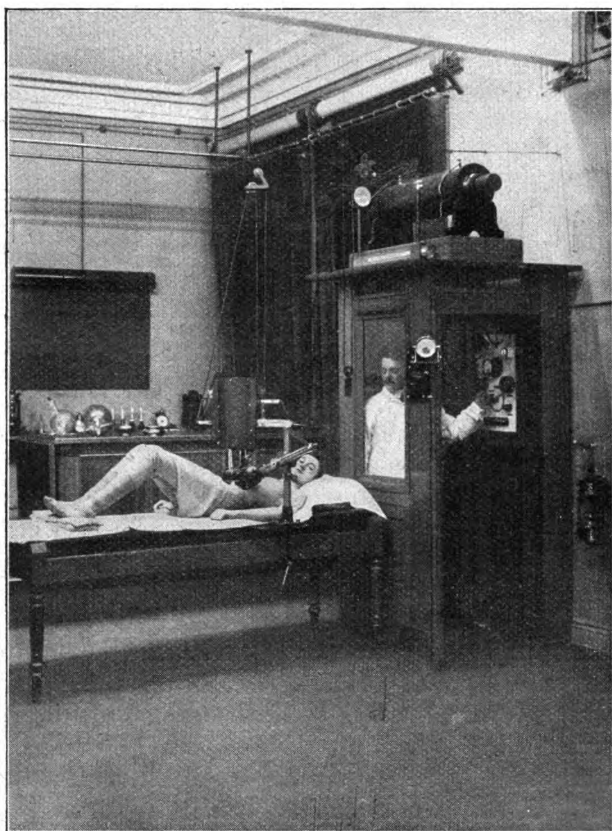
Wenn es sich um eine nicht scharf abgegrenzte



Bestrahlung mit der Kastenblende.

Stelle handelt, so läßt sich die Bleifolie nicht immer so anordnen, daß keine anderen Hautpartien von den Strahlen getroffen werden. Deshalb wird statt der Belegung mit Bleifolie oft in solchen Fällen ein

anderes Hilfsmittel zur Bestrahlung verwendet, die Kastenblende. Die Röntgenröhre wird in einen



Röntgenaufnahme mit Kompressionsblende.

völlig mit Blei ausgeschlagenen Kasten gespannt, der an der Vorderseite eine mit zylindrischem Ansatz versehene Öffnung besitzt. Dadurch ist natürlich er-

reicht, daß die Strahlen nur durch den Ansatz hindurch, der direkt auf die kranke Stelle aufgesetzt wird, die Haut erreichen, während an den anderen Seiten die Strahlung der Röhre von den Bleiwänden verschluckt wird. Die Bestrahlung soll eine bestimmte Zeit andauern; daher stellt der Arzt ein uhrähnliches mit der Röntgenröhre verbundenes Instrument auf die festgesetzte Zeit ein, und Patient wie Röhre werden sich selbst überlassen. Nach Ablauf der Zeit ertönt ein Klingelzeichen, und automatisch schaltet das Instrument die Röntgenröhre aus, so daß die Bestrahlung aufhört.

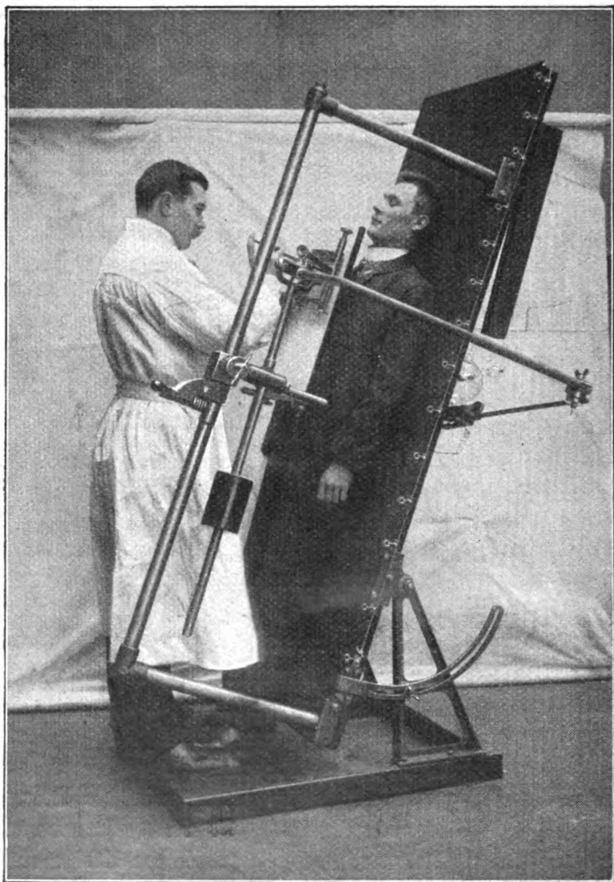
Der nächste Patient, der das Röntgenzimmer betritt, gibt Gelegenheit dazu, eine Röntgenaufnahme zu machen, da sein Becken einer Untersuchung unterworfen werden soll und bei solchen Objekten, die den Röntgenstrahlen große Hindernisse entgegensetzen, eine einfache Durchleuchtung nicht allzuviel ergibt, wohingegen eine photographische Aufnahme die gewünschten Einzelheiten zumeist recht gut zu erkennen gestattet.

Die Röntgenröhre befindet sich diesmal wieder in einer Blende; diese ist jedoch nach unten hin mit einem großen, in seiner Länge veränderlichen Tubus verbunden, der auf den Leib des Patienten aufgesetzt wird. Unterhalb des Patienten, der auf einem sogenannten „Aufnahmetisch“ liegt und dessen Lage man durch schwere Sandsäcke unverrückbar gemacht hat, ist die photographische Platte in einer geschlossenen Kassette untergebracht. Diese Art, mit geschlossener Kassette zu photographieren, ist ausführbar, weil ja die Strahlen die Kassettenwände ungehindert passieren, und daher ist es auch möglich, zu „röntgenographieren“, ohne den Raum zu verdunkeln.

Um nun die Lage des Patienten noch genauer zu fixieren und jede Bewegung des aufzunehmenden Körperteils zu verhindern, ferner aber auch, um etwa vorhandene Fettschichten wegzupressen und den Strahlen so einen leichteren Durchgang durch den Körper zu verschaffen, wird der Tubus allmählich fester und fester gegen den Körper des Patienten gedrückt, bis eine Bewegung während der Aufnahme ausgeschlossen erscheint. Die ganze, von Professor Albers-Schönberg erfundene Einrichtung nennt man Kompressionsblende, da ja ihre wesentliche Wirkung in einer Kompression oder Zusammendrückung der aufzunehmenden Körperteile besteht.

Die Röntgenaufnahmen geben, wie schon erwähnt, eigentlich erst den vollkommenen Aufschluß über jene Einzelheiten, die sich den Augen des Beobachters auf dem Leuchtschirm entziehen, oft aber gerade die wichtigsten und für die Diagnose ausschlaggebenden sind. Über eines jedoch können auch die Röntgenstrahlen keine richtigen Aufschlüsse geben, wie wir bei einem weiteren Patienten erfahren. Bei diesem nämlich soll die Herzgröße festgestellt werden, und diese ist weder durch eine Aufnahme noch bei der Durchleuchtung festzustellen. Der Grund ist leicht erkennbar.

Die Röntgenstrahlen entstehen in der Röhre an einem Punkte und breiten sich genau wie die Lichtstrahlen in einem Kegel aus. Es tritt also, wenn zwischen Röntgenröhre und photographische Platte ein Objekt gehalten wird, genau dieselbe Wirkung ein wie dann, wenn wir unsere Hand zwischen eine Lichtquelle und einen weißen Schirm bringen; auf dem Schirm entsteht dann nämlich ein vergrößerter Schatten der Hand — und genau ebenso sind alle durch die Röntgenstrahlen erzeugten Schatten größer als das zugehörige Objekt.

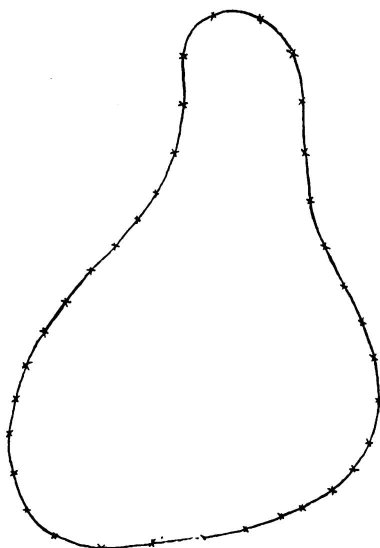


Orthodiagraph.

Wie ist es nun aber möglich, die wahre Größe beispielsweise des Herzens festzustellen? Das Mittel dazu bietet ein Apparat, der Orthodiagraph, der in der einfachsten Form zuerst von Professor Mo-

riß angegeben wurde, und der in der Form, wie er heute von der „Sanitas“ gebaut wird, auf Seite 214 abgebildet ist.

Der Patient lehnt sich gegen eine Wand, hinter welcher die Röntgenröhre an einem Hebel angebracht ist, der nach vorne herumgreift, wo der Arzt vor dem Patienten Platz genommen hat. Dort trägt der Hebel eine Einrichtung, die einen niederdrückbaren Schreibstift enthält, der sich über einem, mit durchsichtigem Papier bespannten Leuchtschirm befindet. Wird der Schreibstift bewegt, so bewegt sich in gleicher Weise die Röhre hinter der Wand.



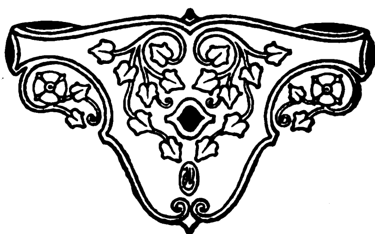
Verkleinertes Orthodiagramm des menschlichen Herzens.

Welchen Zweck hat diese Einrichtung? Das erkennen wir sofort, wenn wir dem Arzt bei der Herzaufnahme zuschauen. Die Jalousien verwehren wieder dem Tageslicht den Eintritt, das Surren der Apparate ertönt, und der Schirm leuchtet auf. Wir sehen deutlich den Schatten des Herzens; der Arzt drückt an einer Stelle dieses Schattens den Schreibstift herunter und macht ein Kreuz auf dem Papier. Dann geht er an

der Schattengrenze weiter und bezeichnet die Lage derselben in kleinen Abständen immer wieder durch ein Kreuz, bis er das ganze Herz umfahren hat; das gleiche geschieht bei dem Schatten des Zwerchfells, das unterhalb des Herzens sichtbar wird.

Da die Röhre sich in Übereinstimmung mit dem Schreibstift fortbewegt, wird an jeder Stelle ein Punkt des Herzschattens markiert, der erzeugt ist durch einen Röntgenstrahl, welcher senkrecht zur Zeichenebene steht, und alle diese Strahlen sind einander natürlich parallel. Die Röntgenstrahlen, die wir zur Aufzeichnung benützt haben, sind also nicht von einem Punkt ausgegangen, sondern sind einander parallel gewesen. Dadurch ist es herbeigeführt, daß der abgebildete Schatten genau ebenso groß ist wie das Objekt, das er darstellt.

Nach Entfernung des Papiers vom Leuchtschirm sind vom Arzte die einzelnen Kreuze untereinander durch Linien verbunden worden, und nun sehen wir die charakteristische Form des Herzens vor uns, und, was von größerem Werte ist, wir erblicken das Herz genau in seiner natürlichen Größe.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Don Carlos mit der Brennschere. — An der Hofbühne eines deutschen Kleinstaates wurde vor längeren Jahren einmal der jugendliche Liebhaber, der später so berühmte Charakterdarsteller D., kontraktbrüchig und dies infolge eines merkwürdigen Mißverständnisses.

Seine Durchlaucht der regierende Fürst hatte die Gewohnheit, zuweilen hinter den Kulissen zu erscheinen, um diese oder jene Darsteller auszuzeichnen. Serenissimus war sehr kurzsichtig. Eines Abends sah er den Hoftheaterfriseur in der ersten Kulisse stehen, einen schönen, eleganten, jungen Mann, der stets sehr sorgfältig gescheitelt und frisiert erschien. Serenissimus war mit den Mitgliedern seiner Bühne noch nicht recht bekannt geworden, weil die Spielzeit eben erst begonnen hatte, und er hielt den schneidigen Haarkünstler für den ersten jugendlichen Liebhaber des Personals, der Tags zuvor mit großem Erfolg den Don Carlos gespielt hatte.

„Haben gestern Ihre Sache sehr gut gemacht!“ redete der Fürst den Haarkünstler an.

„O bitte, bitte!“ stotterte dieser höchst erschrocken über die unerwartete Ehre und sich fast bis zum Boden verneigend. „Es freut mich ausnehmend, Euer Durchlaucht zufriedengestellt zu haben.“

„Hatten keine leichte Aufgabe gestern! Sehr anstrengend in der Tat!“ fuhr Serenissimus fort.

„Gewiß, gewiß, ich mußte tüchtig heran!“ erwiderte der überglückliche Friseur. „Auch werden Durchlaucht kaum glauben, daß ich bereits vor der Vorstellung zwanzig Privatpersonen frisiert hatte.“

Durchlaucht sah höchst erstaunt drein. „Unmöglich!“ rief

er. „Zwanzig Personen frisiert? Das ist doch wohl nur ein Scherz?“

„Die strenge Wahrheit. Ich kann sie alle namhaft machen,“ versicherte der Friseur.

„Aber wie vereinigen Sie denn diese ungewöhnliche Tätigkeit mit Ihrer Stellung an der Hofbühne?“

Halt, dachte der Haarkünstler, das ist eine gute Gelegenheit, die Gehaltsfrage aufs Tapet zu bringen. „Not lehrt beten,“ sprach er mit wehmütigem Achselzucken. „Von dem, was mir die Hoftheaterkasse zahlt, kann ich meine starke Familie nicht erhalten, und somit darf ich keinen Verdienst von der Hand weisen.“

„Sind Sie denn wirklich gelernter Friseur?“ fragte der noch immer hoch erstaunte Fürst.

„Ich habe in den ersten Friseursalons Stellen begleitet,“ lautete die Antwort, „und das amerikanische System der Behandlung des Haupthaares ist meine Spezialität.“

Serenissimus lachte hell auf und meinte, das sei doch sehr originell, und empfahl sich.

Bei der Abendtafel tischte der Fürst seinen Gästen brühwarm die interessante Neuigkeit auf, daß der Don Carlos der Hofbühne gelernter Friseur sei und, um seine Familie zu erhalten, als Nebenverdienst das Frisieren nach amerikanischem System betreibe. Er fügte hinzu: „Ich würde das gar nicht glauben, aber ich habe die Tatsache aus seinem eigenen Mund gehört.“

Diese seltsame Mär machte bald die Runde in der kleinen Residenz. Man raunte sich spöttisch zu: „Don Carlos hantiert mit Brennschere, Haarbürste und Frisiermantel!“ Und da Gerüchte bekanntlich schnell übertreiben, so hieß es: „Don Carlos ist nebenbei Vater von acht lebendigen Kindern.“

Der Künstler traute seinen Sinnen nicht, als er von diesem Stadtklatsch Kenntnis erhielt. „Acht lebendige Kinder soll ich haben!“ rief er. „Ich soll nach amerikanischem System frisieren und habe nie eine Brennschere in der Hand gehabt. Wer mag mir diesen schändlichen Streich gespielt haben?“ All sein Leugnen half nichts, er blieb Friseur nach amerikanischem System und Familienvater von acht lebendigen Kindern.

Täglich erhielt er Zuschriften, besonders von jungen Damen, die von ihm nach amerikanischem System frisiert sein wollten, und sein Name war unzertrennlich verbunden mit Pomade und Haaröl.

Die Sache wurde immer toller, und der Aufenthalt im Städtchen für den Verkannten unerträglich. Endlich griff er zur Feder und schrieb an den Intendanten, daß ein albernes Lügengerücht, welches über seine Person in Umlauf gesetzt sei, ihm den weiteren Aufenthalt unmöglich mache, und daß er hiermit bei Seiner Durchlaucht um seine augenblickliche Entlassung nachsuche.

Der Intendant legte dem Fürsten dieses Entlassungsgesuch pflichtschuldigst vor.

„Don Carlos ist wohl närrisch," fuhr dieser auf. „Wenn er an einem Abend zwanzig Personen frisiert, wie er mir selbst gestanden hat, so spricht sich das doch herum. Schreiben Sie ihm, er solle nur im Engagement bleiben und ruhig weiter frisieren. Wir hätten nichts dagegen einzuwenden, und wenn er auch drei Barbierbecken vor seine Haustür hängen würde."

Als der jugendliche Liebhaber diesen Bescheid erhielt, packte er schleunigst seinen Reisekoffer und verließ noch desselben Tages heimlich die Residenz.

Erst nach Wochen klärte sich das Mißverständnis auf. Serenissimus begegnete nämlich eines Abends hinter den Kulissen wieder dem Hoftheaterfriseur, und diese Begegnung brachte die Verwechslung an den Tag. C. T.

Ein seltsames Grab hat der Kirchhof von New Orleans aufzuweisen. Dort liegt nämlich in einem schweren Eichensarge nichts anderes als ein Block Gußeisen von etwa zwei Meter Länge und zwei Meter Breite und Höhe bestattet. Auf dem Grabe aber erhebt sich ein dunkler Marmorstein, dessen Inschrift lautet: „Hier ruht Thomas Fington, geboren zu Reverley den 18. Januar 1870, gestorben zu New Orleans am 30. November 1904."

Das Rätsel dieses merkwürdigen Grabes findet folgende Erklärung. In einer der größten Eisengießereien in New Orleans war besagter Thomas Fington als Arbeiter seit mehreren

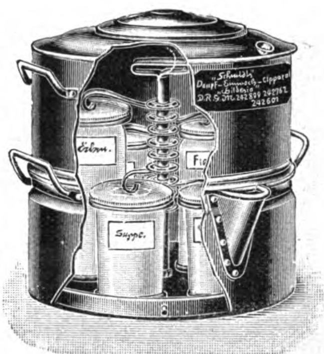
Jahren beschäftigt. Er hatte die Aufsicht über den großen Sammelbehälter, in dem das geschmolzene Eisen aus den verschiedenen kleineren Schmelztiegeln vereinigt wurde, um sodann in die Formen zur Herstellung größerer Maschinenteile geleitet zu werden. Am 30. November 1904 war der Sammelbehälter, der ungefähr zwei Meter Tiefe hatte, vollkommen mit flüssigem Eisen angefüllt, da die Welle zu einem großen Flußdampfer gegossen werden sollte. Fington stand über dem Behälter auf einer beweglichen Laufbrücke und wollte gerade das Zeichen zum Öffnen des Abflußrohres geben, als er das Gleichgewicht verlor und mit einem furchtbaren Schrei in die glühende Masse hinabstürzte. Wie Augenzeugen gesehen haben, fiel er der Länge nach, und zwar mit dem Gesicht nach unten, in das flüssige Metall, dessen Hitze den Körper des Unglücklichen in wenigen Sekunden so vollständig verzehrte, daß nachher nur noch an einer dunkleren Färbung der Oberfläche die Stelle zu erkennen war, an der Fingtons Körper verschwunden war.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, wollte der leitende Ingenieur die flüssige Eisenmasse dennoch zu dem Guß verwenden; jedoch die Arbeiter widersetzten sich dem, und man ließ daher den Inhalt des Sammelbehälters erkalten und erstarren. Schließlich wurde nach langem Beraten ein Ausweg gefunden, der die Gefühle der Arbeiterschaft und der Familie des in der glühenden Eisenmasse spurlos Verschwundenen schonte. Man ließ aus dem erstarrten Gußeisenblock das Stück herausschneiden, welches sich durch die dunklere Schattierung abzeichnete.

Alles schien nunmehr in schönster Ordnung, als plötzlich die Polizei einschritt und noch in letzter Minute das Begräbnis des Eisenstückes als „groben Unfug" verbot. Lange Protokolle wurden aufgenommen, Verhandlungen mit der Regierung eingeleitet; ein Aktenbündel entstand, dessen Seiten die Gutachten von den berühmtesten Sachverständigen der Eisenindustrie und Chemie füllten. Endlich war auch die heilige Hermandad von New Orleans überzeugt, daß jenes herausgeschnittene längliche Stück Gußeisen tatsächlich die Überreste

Thomas Fingtons enthalten müsse, und genau sechs Wochen nach seinem Tode wurden diese Überreste unter Teilnahme einer Unmenge von Neugierigen zur letzten Ruhe bestattet. W. K.

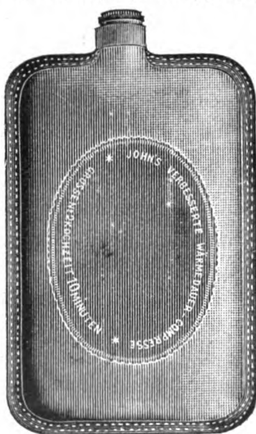
Neue Erfindungen. I. Dampf-Einmacheapparat „Hildesia“. — Die Konservierung von Obst, Gemüsen und anderen Nahrungsmitteln ist bereits längst bekannt, die Neuzeit aber bringt uns fortwährend weitere Verbesserungen des Verfahrens. So ist es einer der bedeutendsten Fortschritte, daß die Sterilisierung nicht mehr im Wasserbade, sondern vermittels heißen Dampfes erfolgt. Dieses Verfahren hatte bisher nur in Konservenfabriken Anwendung gefunden, während die Hausfrau nach wie vor auf die alte Methode angewiesen blieb. Einen praktischen Apparat hat jetzt die Firma Gebrüder Schmidt in Hildesheim hergestellt, so daß es nun jeder Hausfrau ermöglicht wird, sich die Vorteile des neuen Dampfeinmacheverfahrens zunutze zu machen. Die Hauptvorzüge der „Hildesia-Apparate“ gegenüber allen anderen Apparaten bestehen darin, daß sie, weil nur mit Dampf kochend, höchstens ein Drittel der bisherigen Kochzeit gebrauchen. Das ergibt eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Feuerungsmaterial, namentlich bei Konservierung größerer Mengen. Bei Ankauf eines Apparates werden die nötigen Einkochgefäße sowie Sturzgläser, Steinkrüge und Konservendosen mit Selbstverschluß mitgeliefert. Diese Gläser passen auch zu jedem anderen Apparat, so daß auch schon vorhandene Gläser ebenfalls für den Apparat „Hildesia“ benützbar sind. Von großem Vorteil ist die Tatsache, daß man durch Dämpfen bekanntlich den Nährwert beibehält und Krankheitskeime er-



Dampf-Einmacheapparat „Hildesia“.

stickt, ferner, daß derartige in Dampf gekochte Konserven ein viel feineres Aroma behalten und schmackhafter bleiben als die in Wasser gekochten.

II. Verbesserte Wärmedauerkompresse. — Bei Erkältungen, Frauenleiden, Magenkrämpfen, Rheumatismus, Gicht, als Bettwärmer, überhaupt für alle Fälle, in denen heiße Umschläge, Packungen u. s. w. erforderlich sind, muß eine Wärmedauerkompresse als ideale Wärmequelle bezeichnet werden. Eine Verbesserung hierin hat jetzt die Firma Stock & Ölbermann in Köln-Nippes in der von John verbesserten Wärmedauerkompresse in den Handel gebracht. Die Hauptvorzüge sind darin zu suchen, daß stets eine gleichmäßige Wärmeabgabe stattfindet, und ein Versagen vollständig unmöglich ist, ferner besitzt die Kompresse einen seitlichen Verschluß, der den Patienten nicht belästigt. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, zum Beispiel bei Rückenkompressen, auch ist durch den seitlichen Verschluß ein Verbrennen kaum möglich. Je nach Größe bleiben diese Kompressen bis zu zehn Stunden lang gleichmäßig 50 bis 55 Grad Celsius warm, und zwar, indem man sie einfach die auf ihnen angegebene Anzahl von Minuten in siedendem Wasser kocht. Die Wärmedauerkompressen bestehen aus einer Art Gummikissen der verschiedensten Formen, für alle Körperteile passend, sie sind mit einer chemischen Substanz gefüllt, welche die Eigenschaft hat, beim Kochen der Kompresse leicht zu schmelzen und eine große Menge Wärme aufzunehmen, die sie aber sehr langsam wieder abgibt. Dadurch ist die lange Wärmedauer erklärlich. Diese neuen Kompressen besitzen gegenüber ähnlichen veralteten Fabrikaten den weiteren Vorzug, daß sie



Verbesserte Wärmedauerkompresse.

auch dann brauchbar bleiben, wenn die vorgeschriebene Kochzeit etwa versehentlich wesentlich überschritten wird, während andere Fabrikate, wenn sie nur wenige Minuten länger gekocht werden, versagen, weil die überhitzte flüssige Masse dann nicht mehr kristallisiert.

Der Mann im Mond. — Sonne und Mond haben sich die Alten immer als lebende Wesen vorgestellt, die vom Himmel her alles überschauten und denen nichts in der Welt verheimlicht werden konnte. So waren sie vielfach ein Gegenstand göttlicher Verehrung, und von den Ägyptern kam der Mondkultus auch zu ihren Besiegern, den Römern. Die Germanen besaßen ihn schon lange zuvor. In der Edda waren Sonne und Mond Geschwister, die ein von feindlichen Riesen angehetzter Wolf fortwährend verfolgte. Erreichte er die Sonne und verschlang sie, so war der Untergang der Welt damit besiegelt, eine Vorstellung von tiefer Wahrheit, da ja ohne das Licht der Sonne in der Tat alles Leben enden würde.

Obwohl das beim Monde nicht der Fall wäre, hat sich die menschliche Phantasie doch viel mehr mit diesem beschäftigt, und sein gespenstisches, alle Dinge scheinbar verwandelndes Licht hat den weitaus größeren Einfluß auf abergläubische Vorstellungen und Gebräuche gehabt. Die Sorge um seine Erhaltung findet sich gleichmäßig bei allen Völkern, und die Mohammedaner, die sich direkt in seinen Schutz gestellt haben, schießen bekanntlich bei Mondfinsternissen auf das vermeintliche fliegende Untier, das ihren Beschützer erreicht hat und ihn verschlingen will.

Daneben aber hatte die Phantasie, die den Mond nicht mehr als lebendes Wesen betrachten durfte, sich wenigstens ein solches in ihn hineingedacht, den „Mann im Monde“, womit sie zugleich auf bereits uralte Vorstellungen zurückgriff. Bei welchem Volke, verursacht durch den befremdenden Anblick der dunklen Flecken in der leuchtenden Scheibe, die Sage von diesem mystischen Wesen zuerst entstand, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls suchten sich bereits Indier und Chinesen die schwarzen Schatten der Mondberge auf diesem Wege zu erklären. Menschliche Gestalt nahmen sie bei allen Völkern an.

Die älteste Form der Sage hat sich wahrscheinlich bei den Grönländern erhalten, denn nirgends sonst erscheint sie so naiv und beinahe komisch. Danach hat der böse Mond seine Schwester Sonne verfolgt. Frau Sonne aber, eine energische Dame, ist ihm in entschlossener Abwehr mit rußigen Fingern übers Gesicht gefahren und hat darin die schwarzen Flecken zurückgelassen.

Wir sehen, daß hier, der ursprünglichsten Vorstellung entsprechend, der Mond noch selbst als Mann gedacht ist, dessen weiße Scheibe offenbar sein Gesicht vorstellte. Dagegen betonen die orientalischen Anschauungen schon deutlicher die Gestalt des Mannes im Monde. Die Indier, denen auch die Mongolen folgen, glauben ihn zu sehen, wie er einen Hasen trägt. Es mischt sich aber hier schon ein religiös-ethisches Element hinein. Indra soll nämlich eines Tages während seiner Erdenpilgerschaft im Walde sich verirrt haben und einem Hasen begegnet sein. Als er diesem seinen Hunger klagte, riet ihm der Hase, ihn selbst zu töten und zu braten. Der erbarmende Gott aber riß das Tier, das schon ins Feuer gesprungen war, aus den Flammen und versetzte es zum Danke in den Mond.

Diese moralische Fassung der Sage spiegelt sich auch in einer jüngeren biblischen Auslegung wider, die in dem Mondmann Isaak sehen will, wie er selbst ein Bündel Holz zu seiner Opferung auf den Berg Moria trägt. Indessen bestand noch eine andere, auch bei Dante erwähnte Deutung, die im Monde den Brudermörder Kain erblickt, der auf den Schultern einen Dornbusch herbeischleppt, um ihn als die geringste Gabe seines Feldes Gott zu opfern. Das dürfte auf eine altchinesische Sage zurückgehen, die ebenfalls die Versetzung in den Mond nicht mehr als Belohnung, sondern als Strafe auffaßt, denn sie berichtet von einem Einsiedler, der als Büßer für begangene Sünden beständig, dem Tantalus ähnlich, mit der Axt in einen Riesenbaum hauen muß, dessen Spalten sich aber gleich nach jedem Schlage wieder schließen.

Die Schweden stellten sich den Mann im Monde mit einer langen Stange über der Schulter vor, an der er einen großen Eimer trägt, andere Völker wieder glaubten einen Riesen in ihm zu erkennen, der zur Zeit der Flut gebückt, zur Zeit der

Ebbe aufrecht stand, überall aber kehrt die gleiche Vorstellung wieder, nach der es sich um einen Menschen handelt, der irgend eine schwere Last auf dem Rücken trägt.

Mit den tief eingewurzelten abergläubischen Vorstellungen über den Mondmann mußte auch das Christentum rechnen, und es tat das in ähnlich moralisierender Weise wie die Indier, nur daß es, seinem Kampfe gegen die altheidnischen Vorstellungen entsprechend, der Deutung ein böses Prinzip unterlegen mußte. So entstand denn in Anlehnung an einen im vierten Buche Mosis erzählten Vorfall von einem am Sabbat durch seine Gemeinde zu Tode gesteinigten Holzdieb die folgende, später zu allgemeiner Verbreitung gelangte Sage. Einem Manne, der am Sonntag Waldfrevel begangen und Reisig gesammelt hatte, begegnete der Herr. Zürnend ob der Entheiligung des Feiertags ließ er ihm die Wahl, zur Strafe entweder auf die Sonne oder den Mond versetzt zu werden. Der Holzdieb, der lieber erfrieren als verbrennen wollte, entschied sich für den Mond. Aber der Christengott hatte Mitleid mit dem Armen und zündete, um ihn am Leben zu erhalten, auf dem Monde das gestohlene Reisig an, das nun dort oben fortbrennt und auf die Erde niederleuchtet.

Diese Sage muß auch Shakespeare bekannt gewesen sein, der wiederholt den Mann im Monde erwähnt. So läßt er Caliban im „Sturm“ behaupten, daß er den Mann im Monde mit einem Hunde und einem Busch gesehen habe, während Squenz im „Sommernachtstraum“ meint, um die Person des Mondes darzustellen, brauche nur einer mit einer Laterne und einem Dornbusch aufzutreten.

Der Mann im Monde ist also nunmehr ein schlimmer Geselle geworden, der in den Himmel nicht zugelassen wird, und von dem man nichts Gutes zu erwarten hat. Seinem diebischen Charakter entsprechend sagt ihm die holländische Volkssage nach, daß er Gemüse stehle und solches im Monde auf der Schulter trage; noch häufiger aber wird er sogar zum Kinderdieb gestempelt. Auch das ist ein Zug der Sage, der weit in graue Vorzeit auf eine alte Fabel zurückgreift.

Diese erzählt nämlich, daß der Mond zwei an einem Brunnen

wasserschöpfende Kinder, die an einer über die Achseln gelegten Stange einen Eimer trugen, von der Erde weggestohlen habe und sie nunmehr, wie man deutlich sehen könne, auf dem Monde hinter sich hergehen lasse. Vielleicht ist gerade in dieser Erzählung die Quelle zu suchen, aus der die spätere Fassung der Sage ihre Geschichte vom Holzdieb schöpfte.

Doch wie dem auch sein mag, jedenfalls läßt sich aus allem hier Angeführten erkennen, daß die Vorstellung von einem Mann im Monde, dessen Gesicht ja auch wir in der vollen Scheibe zu sehen glauben, ein sehr ehrwürdiges Alter hat, und darum wollen wir ihre Poesie unseren märchengläubigen Kindern auch in Zukunft nicht rauben. F. W.

Die beiden Jagdpächter. — Der bekannte Berliner Arzt Doktor Heim und sein Nachbar, ein reicher Fabrikbesitzer, waren gute Freunde und hatten in wald- und wildreicher Gegend zwei Jagden gepachtet, die aneinander grenzten. Beide vertrugen sich auch als Jagdnachbarn bestens, denn sie jagten fast immer gemeinsam, bald auf dem Revier des einen und bald auf dem des anderen.

Doktor Heim war daher nicht wenig überrascht, als ihm eines Morgens der alte Jagdhüter zuraunte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, aber Ihrem Jagdnachbar traue ich nicht!"

„Nanu, Lehmann," rief Heim, „was für einen Verdacht hegen Sie denn eigentlich gegen meinen Freund?"

„Er wildert."

„Alle Achtung vor Ihrem Scharfblick," brummte Heim, „aber das ist doch zu toll!"

„Herr Doktor," entgegnete der Jagdhüter gekränkt, „ich hab' ihn vergangene Nacht auf unserem Revier getroffen, als er eben einen Sechserbock abschoß. Gestellt habe ich ihn nicht, weil ich nicht wußte, ob's Ihnen recht wäre."

„Ja, was machen wir denn da?" fragte Heim ratlos.

„Wir erwischen ihn heute auf frischer Tat," sagte der Jagdhüter fest und bestimmt. „Der holt sich gewiß noch den Zwölfender, der drüben in der Schonung wechselt."

Nach einigem Zögern erklärte sich Heim mit dem Vorschlage des Jagdhüters einverstanden.

Vier Stunden lagen sie auf der Lauer in der Schonung — da fiel ein Schuß. Der stattliche Zwölfender machte noch einen Satz und brach dann zusammen.

Wie ein Wilder stürzte der Doktor auf den Schützen los. „Sie also stehlen mir das Wild?“ rief er. „Das hätte ich Ihnen wirklich nicht zugetraut!“

„Was?“ schrie der andere. „Sie lauern mir auf? Eine solche Gemeinheit hätte ich Ihnen noch viel weniger zugetraut!“

Diesem Vorwurf gegenüber wich der Zorn Heims einem befreienden Gelächter, und der Friede der Jagdnachbarn wurde nicht gestört. H. R.

Segensreiche Blitze. — Daß Blitze statt der Zerstörung und des Unheils zuweilen auch von segensreichen Folgen begleitet sein können, zeigen nachstehende beglaubigte Fälle.

Im Jahre 1893 schlug während eines schweren Gewitters in der Nähe von Seis in Tirol ein Blitz in eine Geröllhalde. Man bemerkte später, daß an dieser Stelle Wasser hervortrat, das sich mehr und mehr verstärkte. Der eigentümliche Geruch und das Aussehen des Quellwassers veranlaßte den Besitzer der Halde, es untersuchen zu lassen. Dabei ergab sich, daß die Quelle einen hohen Gehalt an schwefelsaurem Eisenoxydul und Magnesiumoxyd besaß, so daß es sich vortrefflich zu Heilzwecken eignete.

In der Nähe von Weißenfels zersplitterte vor einigen Jahren ein Blitz einen alten Birnbaum, der in dem Garten eines Bauern stand, völlig. Man machte sich deshalb daran, das Stammende und die Wurzeln des Baumes auszugraben. Dabei stieß man in geringer Tiefe auf Braunkohlen. Dieses Kohlenlager verbreitete sich auch, wie Nachgrabungen dartaten, auf die benachbarten Felder des Bauern. Er konnte daher das Gelände zu einem ansehnlichen Preise zur Anlegung einer Kohlengrube auf Tagbau verkaufen, was für ihn um so erfreulicher war, als sein Besitztum stark überschuldet war und dicht vor der Zwangsversteigerung stand.

Nach dem Tode eines reichen, aber sehr geizigen Bäckermeisters in einer kleinen schlesischen Stadt suchten seine erwach-

senen Kinder vergeblich nach dem hinterlassenen Vermögen. Nirgends waren Wertpapiere oder dergleichen zu entdecken. Fünf Jahre später schlug ein Blitz in das Haus, das der Bäckermeister bewohnt hatte. Der Blitzstrahl entzündete den Dachstuhl, doch konnte das Feuer schnell gelöscht werden. Bei den Aufräumungsarbeiten fand man unter den Dielen des Bodens eine eiserne Kasse, die Staatspapiere im Wert von hundertzwanzigtausend Mark enthielt.

Ein Rentner in Köln hatte seit Jahren die Sprache verloren. Alle Behandlungsmethoden waren erfolglos geblieben. Da wurde er eines Tages auf einem Spaziergang von einem Blitzstrahl getroffen, indessen nur betäubt. Nach seinem Erwachen aus der Betäubung vermochte er sogleich ziemlich gewandt zu sprechen, und in einigen Wochen stellte sich das Sprachvermögen wieder gänzlich ein. Th. S.

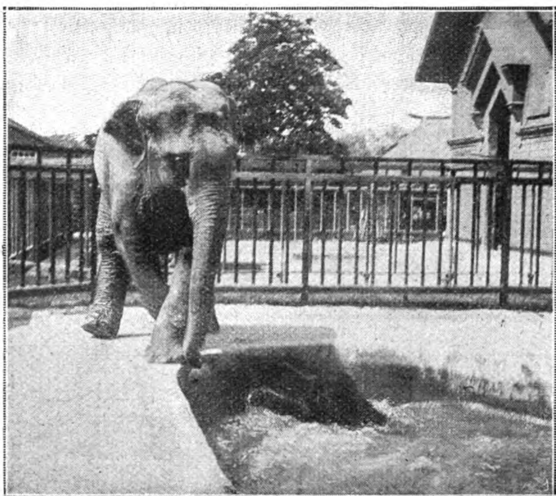
Das erste Bad eines Elefantenbabys. — Die erwachsenen Elefanten, und zwar sowohl die indischen als auch die afri-



Phot. Barby.

Ellen und Kaspar auf dem Spaziergang.

kanischen, sind sehr wasserliebend. Sie nehmen in der Freiheit um Sonnenaufgang täglich ein Bad, bei dem sie sich mit größtem Vergnügen im Wasser wälzen, bis zum Kopf



Phot. Barby.

Wasser hat keine Balken!

untertauchen und recht geschickt schwimmen. Infolgedessen ist ihnen auch in der Gefangenschaft eine tägliche Reinigung unentbehrlich, die meist in der Weise erfolgt, daß sie von ihrem Wärter mit einem kräftigen Wasserstrahl aus einem Gartenschlauch abgespritzt werden.

Dagegen sind die jungen Elefanten in ihrer ersten Lebenszeit auffallend wasserscheu. Sie müssen sich erst, wie die Menschenkinder, an das feuchte Element gewöhnen und sind von dem Bade anfänglich keineswegs entzückt. Eine interessante Beobachtung hierüber konnte man unlängst in dem Zoologischen Garten in Kopenhagen machen. Hier warf im Dezember vorigen Jahres das Elefantenweibchen Ellen ein männliches Junges, das den Namen Kaspar erhielt. Kaspar wog bei der Geburt 75 Kilogramm und war gegen

90 Zentimeter hoch. Da sich die Mutter ihres Sprößlings mit großer Zärtlichkeit annahm, so entwickelte er sich sehr gut und erwies sich trotz seiner scheinbaren Plumpheit als ein drolliges, gewandtes Kerlchen. In den ersten Lebensmonaten hielt er sich meist unter den Beinen der Mutter auf und verließ diesen sicheren Platz auch nicht, wenn sie in ihrem Gehege herumspazierte. Bei einem dieser Spaziergänge passierte es nun,



Phot. Barby.

Die Rettung.

daß, als sie am Rand ihres Badebeckens dahinschritt, Kaspar durch einen Zufall ausglitt und in das Wasser plumpste. Er tauchte zwar im nächsten Augenblick wieder empor, aber seine ängstlichen Bewegungen und seine krampfhaften Versuche, den steilen Rand des Beckens zu erklimmen, zeigten deutlich, daß ihm das unfreiwillige Bad den höchsten Schrecken einflößte. Die Mutter schien, als sie ihren Sprößling im Wasser herumplätschern sah, offenbar sehr belustigt zu sein. Sie ließ ihn noch eine ganze Weile zappeln, dann umschlang

sie ihn mit dem Rüssel und rettete ihn, indem sie ihn behutsam ans Land zog. Th. S.

Die Nachricht vom Tode Napoleons I. machte in Frankreich zunächst recht wenig Aufsehen. Der amtliche „Moniteur" teilte am 6. Juli 1821 mit, daß englische Zeitungen den Tod Bonapartes melden. In den anderen Zeitungen konnte man etwas mehr lesen, aber die Nachrichten wurden allgemein recht kühl aufgenommen. Wie Madame de Brigne erzählt, schrieen die Zeitungsverkäufer aus: „Der Tod Napoleon Bonapartes — nur zwei Sous! Seine letzte Rede an General Bertram — nur zwei Sous!" Doch sie machten nicht mehr Aufsehen, als wenn sie irgend eine andere Phrase gebrauchten. Die Kammer der Abgeordneten hatte die Weisung empfangen, sich jeder Erwähnung zu enthalten. In einer Rede über die Zensur gebrauchte der Abgeordnete Duplessis zufällig den Ausdruck „Usurpator", da schrie eine Stimme von der Linken: „Er ist ja tot!" Duplessis antwortete darauf erregt und konnte an dem Tage in seiner Rede nicht mehr fortfahren, da der Saal sich leerte.

In London traf die Nachricht im Parlament ein, als gerade über die indische Handelskompanie gesprochen wurde. Der Präsident verlas die Depesche Hudson Lowes. Da sprang der Abgeordnete Lowndes auf und rief: „Herr Präsident, ich beglückwünsche Sie zu dieser Neuigkeit!"

Dieser Ausruf begegnete allgemeiner Entrüstung. Sir Douglas Pinnaud erklärte, daß es eines Engländers unwürdig sei, sich über den Tod eines Feindes zu freuen. Lowndes entschuldigte sich nun damit, er hätte seinen Glückwunsch nur darüber ausdrücken wollen, daß der Unterhalt des Gefangenen von St. Helena nicht mehr das englische Budget belasten werde. Aber auch darüber herrschte allgemeine Erbitterung, die sich erst legte, als man sich wieder den Tagesfragen zuwandte. O. v. B.

Der junge Graf. — Um 1660 war der Marquis v. St. Giles spanischer Gesandter im Haag. Eine kurze Zeit nach seiner Versetzung dorthin erhielt er einen Brief von seinem Jugendfreunde, dem Grafen v. Moncada, einem der reichsten

und angesehensten Granden Spaniens. Dieser Brief lautete wie folgt: „Ihr kanntet, lieber Marquis, meinen einstigen Kummer, daß ich den Namen der Moncada nicht fortpflanzen konnte. Es hat jedoch dem Himmel gefallen, wenige Zeit, nachdem Ihr Spanien verlassen, meine Wünsche zu erhören und mir einen Sohn zu schenken. Er hatte schon frühe die Neigung, sich seines Standes würdig zu machen. Indessen auf der Universität Toledo hat der Satan sein junges Gemüt betört, also daß er sich in eine Schauspielerin vergaffte und ihr sogar ein schriftliches Eheversprechen gab. Meine Bitten und väterlichen Vorstellungen haben nichts gefruchtet. So wollte ich den Gegenstand seiner Leidenschaft entfernen. Mein Sohn muß aber davon erfahren haben und ist unlängst mit ihr entflohen. Mein väterliches Herz ist in banger Ungewißheit ob seines Aufenthalts. Gestern ward mir nun die Kunde, daß er sich im Haag verborgen halte. Nun beschwöre ich Euch, teurer Marquis, im Namen unserer gemeinsam verlebten Jugendjahre und unserer Freundschaft, Ihr wollet Nachforschungen anstellen, meinen Sohn im Haag zu finden und ihn seinem betrübten Vater wieder zuzuführen. Vielleicht gelingt es Eurer Klugheit, der ich vertraue, ihn von dem Mädchen zu trennen, mit Gold wird sich das ja tun lassen. Bietet ihr eine ordentliche Abfindungssumme, wenn sie nur das Eheversprechen herausgibt, und sorget dafür, daß mein Sohn in einem schicklichen Aufzuge nach Madrid zurückkehre. Eure gesamten Auslagen sollen Euch zurückerstattet werden, und meines Dankes für Eure Bemühungen sollet Ihr in Ewigkeit gewiß sein.“ Eine genaue Beschreibung des Liebespaares war dem Briefe beigefügt.

Marquis St. Giles beeilte sich selbstverständlich, den Bitten seines Jugendfreundes nachzukommen, und ließ die sorgfältigsten Nachforschungen anstellen. Nach mehreren Tagen fand sein Diener in einem Theater ein verdächtiges Paar, dessen Spur er bis in den Gasthof „Zum Turenne“ verfolgte. Der Marquis ging noch in der Nacht in den Gasthof und fand in einem armseligen Dachstübchen das junge Paar, das er alsbald nach der Beschreibung als das richtige erkannte.

Der junge Mann erschrak, als der Marquis ihn als Graf v. Moncada anredete, und es entspann sich nun eine so rührende Szene, daß der Marquis Mühe hatte, bei seiner Gutherzigkeit das Ziel im Auge zu behalten, das ihm gesteckt war. Das junge Weib versicherte unter Tränen, daß sie nicht das Unglück des teuren Gatten sein wolle, während der junge Mann schwor, nichts könne ihn bewegen, sie zu verlassen. Der Marquis fühlte sich dadurch veranlaßt, das Angebot einer Abstandssumme bis auf dreißigtausend Franken zu erhöhen, die in dem Augenblicke ausgezahlt werden sollten, wo die schöne Schauspielerin das schriftliche Heiratsversprechen herausgeben würde. Das junge Weib schien gar nicht auf die Höhe der Summe zu achten, sie zog aus einer Brieftasche ein versiegeltes Schriftstück und reichte es dem Marquis mit den stolzen Worten: „Nehmen Sie es, mein Herr. Ich kenne das Herz meines José zu gut, um des Papieres zu bedürfen, aber ich will seinem Glück nicht im Wege stehen.“ Damit verließ sie schluchzend und nach einem schmerzlichen Blick auf den Geliebten das Zimmer.

Die Summe wurde ausgezahlt, die Schauspielerin reiste sogleich ab, und der Marquis bewirtete zunächst den jungen Grafen noch einige Tage auf das beste in seinem eigenen Hause, worauf er ihn mit dem nächsten abgehenden Schiffe nach Spanien sandte, nachdem er ihn vorher von Kopf bis zu Fuß neu eingekleidet, einen Diener für ihn gemietet und ihm Wechsel und Bargeld in ziemlicher Höhe mitgegeben hatte.

Mit Ungeduld erwartete der Marquis die Antwort auf den Brief, in dem er dem Grafen Moncada alles genau mitgeteilt hatte. Wer vermag aber seine Verblüffung zu schildern, als folgender Brief des Grafen eintraf: „Mein teurer Marquis! Nehmt meinen wärmsten Dank für Eure freundschaftlichen Gesinnungen, aber diese sind leider von ebenso frechen als schlauen Spitzbuben ausgebeutet worden. Der Himmel hat mir niemals das Glück gewährt, einen Sohn zu besitzen. Überhäuft mit Ehren und Glücksgütern habe ich den Schmerz, ohne Erben zu sein und zu sehen, daß mit mir ein erlauchtes Geschlecht ausstirbt. Aber Ihr, mein lieber Marquis, sollt

deshalb nicht der Betrogene sein. In Wahrheit habt Ihr doch den Grafen v. Moncada tief verpflichtet, und er muß bezahlen, was Ihr in Eurer Großmut vorzustrecken Euch beeifertet, um ihn glücklich zu machen."

Dem Briefe lag ein Wechsel über die ganze große, von dem Marquis verauslagte Summe bei. Die Nachforschungen nach dem Gaunerpaare blieben erfolglos. C. Th. St.

Ein Insekt ohne Mund. — In unseren stehenden Gewässern ist ziemlich zahlreich ein schwarzgrüner Wasserkäfer vertreten, der Gelbrand genannt wird. Die Larve dieses Käfers, die ebenfalls im Wasser lebt, gleicht ungefähr dem Engerling an Größe und Färbung. Sie trägt am Vorderleib sechs Schwimmbeine und am Kopf eine hakenförmige Zange, besitzt aber trotz ihrer Beutegier und Freßlust keinen Mund. Dieser wird ihr durch die Zange ersetzt. In den Zangenarmen verlaufen nämlich feine Kanäle, die an den Spitzen der Zangenarme offen sind. An den Ansatzstellen der beiden Zangenarme am Kopf setzen sich die Kanäle in den Hohlraum des Kopfes fort.

Greift die Larve ein anderes Tier, wie eine Schmeißfliege oder Kaulquappe, an, so klappt sie die Zangenarme zusammen und hält damit das Opfer fest. Jetzt fließt eine graubraune Flüssigkeit aus den Kanälen der Zangenarme in den Körper der Beute. Zunächst wirkt diese Flüssigkeit als Gift. Schon nach wenigen Sekunden gibt eine Schmeißfliege ihre Befreiungsversuche auf und verendet unter krampfhaften Zuckungen der Beine. Nun aber übernimmt die eingeflößte Flüssigkeit eine andere Aufgabe, sie wirkt nämlich jetzt als Verdauungssaft. Allmählich werden die Weichteile des gefangenen Tieres verflüssigt, worauf die Larve die Nährflüssigkeit durch die Kanäle der Zangenarme einsaugt. Es zeigt sich also hier die merkwürdige Erscheinung, daß die Verdauung nicht innerhalb des Körpers der Larve, sondern außerhalb desselben und im Körper der Beute vor sich geht. Die Zersetzung und Verdauung der Weichteile fördert die Larve dadurch, daß sie in dem Beutestück fast beständig mit den Zangen herumwühlt, während sie es mit den Vorderbeinen zugleich hin und her dreht. Ist bei langgestreckten Tieren, wie bei Regenwürmern, der eine Teil aus-

gesaugt, so werden die Zangenarme herausgezogen und an einer anderen Stelle eingesetzt.

Die verdauende Wirkung der ausgesonderten Flüssigkeit läßt sich am besten an einem Stückchen Rindfleisch erkennen. Hat die Larve ihre Zange in dasselbe eingeschlagen, so stellt es nach einiger Zeit eine schleimige Masse, untermischt mit Eiweißstoffen und Muskelfasern, dar. Auch das Aussaugen der Beutetiere erfolgt schnell. Eine Schmeißfliege ist schon nach einer Viertelstunde so vollständig ausgesogen, daß von ihr nur noch das feste, hornartige Körpergerüst übriggeblieben ist. Th. S.

Das Korps der englischen freiwilligen Krankenpflegerinnen. — Wie England bestrebt ist, seine Landmacht zu verstärken, um gegen einen feindlichen Einfall gewappnet zu sein, so tut man auch Schritte, um den Sanitätsdienst im Kriege, mit dem es bis jetzt noch ziemlich mangelhaft bestellt ist, zu heben. Außer auf eine Ergänzung der Militärärzte ist man besonders auf eine Vermehrung des Krankenpflegerpersonals bedacht. Zu diesem Zweck hat sich der Kriegsminister vor einiger Zeit an die gebildete Frauenwelt gewandt und sie zur Beteiligung an der freiwilligen Krankenpflege aufgefordert.

Die Anregung fand unter den jungen Damen der vornehmen und reichen Kreise begeisterte Aufnahme und führte zur Gründung des Korps der freiwilligen Krankenpflegerinnen. Eine der eifrigsten Werberinnen für das Korps ist Lady Ernestine Hunt, die Tochter des Marquis v. Aylesbury. Sie hat in Ägypten und Südafrika praktische Erfahrungen im Krankenpflegerdienst gesammelt. Das Korps ist militärisch uniformiert und organisiert. Lady Hunt bekleidet in ihm die Stellung eines Offiziers. Die Uniform ähnelt der der englischen Husaren. Als Abzeichen für die Mitglieder des Korps dient das rote Kreuz in weißem Felde auf dem linken Oberarm.

Neu ist bei der Organisation, daß ein Teil der Krankenpflegerinnen beritten ist. Diese Einrichtung hat unleugbare Vorteile. Die Krankenpflegerinnen können auf diese Weise



Lady Erneſtine Hunt als Offizier des freiwilligen Kranken-pflegerinnenkorps.

den marſchierenden Truppen leicht folgen und beim Ausbruch eines Gefechts ſchnell zum Verbandplatz und Feldlazarett eilen. Das Korps ſoll auf dreitauſend Mitglieder gebracht

werden, wovon tausend beritten sind. Gegenwärtig halten die Führerinnen in den großen Städten Versammlungen ab, um für den Eintritt in das Korps zu werben. Th. S.

Millionär und Rinderhirt. — Einer von den reichsten Leuten des amerikanischen Westens ist Mr. Mac Kittrick, dessen Rinderherden auf viele hunderttausend Häupter geschätzt werden. Als einmal Mac Kittrick von seiner Wohnung inmitten seiner ausgedehnten Weiden zur nächsten Stadt fahren wollte, wurde er durch einen seiner berittenen Viehhirten angehalten.

„Könnte ich nicht zehn Dollar von meinem Lohn bekommen?“ fragte der Hirte seinen Herrn.

Dieser war im Begriff, ihn mit seiner Forderung an den Aufseher zu verweisen, da er aber ein gutmütiger Charakter ist, und die Pferde nun doch einmal zum Stehen gebracht waren, zog er ein Zehndollarstück hervor und reichte es dem Manne.

„Nicht doch,“ lautete dessen Antwort, „ich will das Geld nicht haben, sondern Sie bitten, mir dafür aus der Stadt mitzubringen, was ich nötig habe.“ Dann fing er an aufzuzählen: „Ich möchte ein Paar gelbe Lederschuhe haben für anderthalb Dollar, drei Paar Strümpfe, zwei Hemden, zwei Paar Unterbeinkleider, ein Paar Gamaschen, ein seidenes Halstuch und eine Päckchen Zigarettenpapier.“

Mac Kittrick nahm wirklich alle die verschiedenen Besorgungen auf sich. Spät am Abend kehrte er, bepackt wie ein Postbote, aus der Stadt zurück und ließ seinen Auftraggeber zu sich kommen. „Hier bringe ich Ihnen, was Sie bestellt haben,“ sagte er ernsthaft. „Es hat zusammen achteinhalb Dollar gekostet. Hier sind die übrigen anderthalb Dollar.“

„O, das ist ja schön,“ erwiderte der Cowboy, und mit einer großartigen Handbewegung wies er die ihm hingereichten Geldstücke zurück: „Behalten Sie das nur für Ihre Mühe!“

So sehr verwischt das wilde Leben auf solch einer weltentlegenen Viehweide alle gesellschaftlichen Unterschiede, daß der Millionär in der Tat das Geld lachend einsteckte. C. D.

Zur Geschichte einer Unentbehrlichen. — Wenn der berühmte Chemiker Liebig sagt, die Seife sei der Maßstab für den

Wohlstand und die Kultur der Staaten, so spricht er hier offenbar nur von seiner eigenen Zeit. Die alten Griechen, die uns stets als Muster von Gesundheit und Schönheit vorgehalten werden, kannten den Gebrauch der Seife nicht. Die erste sichere Nachricht über sie findet sich bei dem römischen Schriftsteller Plinius, welcher sie mit dem Namen sapo bezeichnet und für eine gallische Erfindung hielt. Der Anspruch der Pariser, in kosmetischen Dingen den Ton anzugeben und hierin an der Spitze der Nationen zu stehen, beruht also auf historischem Grunde.

Im alten Rom scheint sich die Seife rasch eingebürgert zu haben, denn bei den Ausgrabungen in Pompeji fand man den Laden eines Seifensieders und in diesem auch noch Seife. Ihren neueren Aufschwung nahm die Seifenfabrikation aber erst, seit einerseits Chevreuil die Natur des Verseifungsprozesses festgestellt, und anderseits die Sodaindustrie sich selbständig entwickelt hatte. James Musprat, der zuerst in England Soda aus Kochsalz in großem Maßstabe fertigte, mußte im Anfang noch zwei Tonnen derselben an die Seifensieder verschenken. Schon bald aber wurde der Verbrauch ganz ungeheuer. Auch hier sträubte sich also zunächst die zurückgebliebene Praxis gegen die Erkenntnis der Wissenschaft. C. T.

Der Pakt mit dem Teufel. — Lord Byron, der berühmte Dichter, war nicht frei von einem gewissen Aberglauben, der bei diesem geistig so hochstehenden Manne einigermaßen befremden muß. Er hielt seine Schwäche auch ängstlich vor den Leuten verborgen und huldigte nur ganz im stillen abergläubischen Gepflogenheiten. Nach seinem Tode fand man auf seiner Brust an einer Schnur ein Säckchen aus schwarzer Seide, das mit kabbalistischen Zeichen in feuerroter Farbe bemalt war. Im Innern dieses Säckchens befand sich ein in mehr als mangelhafter Orthographie abgefaßtes Schriftstück des — Teufels mit dessen „eigenhändiger" Unterschrift, worin die höllische Majestät die Versicherung abgab, dem edlen Lord niemals etwas Böses zufügen zu wollen.

Wer den Sänger des „Childe Harold" mit dieser „Urkunde" beglückt hat, und wie viel der große englische Poet dafür zahlen mußte, ist leider nicht bekannt geworden. O. L.

Behördliche Genehmigung zum Stehlen. — Ein seltsamer Brauch herrschte ehemals auf einigen Märkten in der hessischen Wetterau, der darin bestand, daß gewissen Leuten auf ihr Gesuch vom Amtmann die Erlaubnis erteilt wurde, auf dem Markte so viel zu stehlen, als sie wollten und konnten. Sie durften sich jedoch nicht auf frischer Tat ertappen lassen, widrigenfalls sie von jedem nach Herzenslust durchgeprügelt werden konnten. Diese „konzessionierten" Diebe hießen Freikäufer, und es wurde zu Anfang des Marktes amtlich bekannt gemacht, es seien so und so viele Freikäufer vorhanden, und darum sollte sich jeder wohl versehen. Dieser Brauch, der sowohl die Käufer als auch die Verkäufer auf dem Markte zur Aufmerksamkeit bewegen sollte, hat lange Zeit hindurch bestanden und wurde erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgehoben. Th.

Eine Känguruhjagd. — Ein eben erst aus Irland in Australien angelangter Kolonist, dem die Kraft und der Mut eines Känguruhs noch unbekannt waren, unternahm seine erste Jagd auf Känguruhs nur in Begleitung seines Hühnerhundes. Ein schönes, altes männliches Riesenkänguruh wurde aufgestöbert und im Verlaufe der Jagd in ein Wasserloch getrieben. Der Hund, der hinter ihm in das Wasser sprang, wurde sofort gepackt und untergetaucht, und der Irländer, in Sorge um seinen Hund, sprang nun selbst in das Wasserloch, um, wie er später versicherte, dem Tier den Schädel mit dem Gewehrkolben einzuschlagen. Das Känguruh aber griff den Irländer mutig an. Bevor er Zeit gefunden hatte, sein Gewehr zu erheben, fühlte er sich in die Höhe gehoben und mit solcher Kraft in das nasse Element getaucht und darin hin und her gewälzt, daß er ebenso wie sein Hund in großer Gefahr war, zu ertrinken. Ein Nachbar, der glücklicherweise vorüberging, bemerkte den Wirrwarr und kam zu Hilfe. Das Känguruh hüpfte davon, und der Helfer zog den unglücklichen Jäger halb ertränkt und besinnungslos ans Land. Der Irländer soll versichert haben, er wolle nie wieder etwas mit solch einem rabiaten Vieh zu tun haben. K. Sch.

Prinz und Nähterin. — Die Zeit der Märchenprinzen ist noch immer nicht vorüber. So meinte der vor kurzem verstorbene Herzog von Cicuino, eine Frau, die kochen kann, sei gar nicht genug zu schätzen, und nun erst eine, die wirklich gut kochen kann. Sein Lieblingsgericht waren Makkaroni, daher suchte er durch ein Preisausschreiben eine tüchtige Makkaroniköchin. Genau 128 Damen meldeten sich, alle 128 bereiteten für den Herzog eigenhändig ein Makkaronigericht, und 128mal mußte er sich der Mühe des Kostens unterziehen.

Seine Mühe sollte aber nicht umsonst gewesen sein; denn er hatte endlich eine Makkaronispeise gefunden, die ihm zusagte. Glücklicherweise gehörten zu der Verfasserin dieses Makkaronigerichtes ein Paar sehr hübsche Augen und ein frischer Mund. Im übrigen war die Auserwählte eine einfache Nähterin aus Turin, die nun dank ihrer Kochkunst als Herzogin in das alte mailändische Adelsgeschlecht der Cicuinos ihren Einzug hielt. O. v. B.

Der nervöse Gast. — Der Abgeordnete Lasker, der sehr nervös war, stieg einst in einem Hamburger Hotel ab und wandte sich sofort an den Zimmerkellner mit der Bitte, dieser möge doch den Bewohner des angrenzenden Zimmers um möglichste Ruhe beim Schlafengehen ersuchen, da ihn das geringste Geräusch um seine ganze Nachtruhe bringe.

Sein Zimmernachbar kommt Nachts nach Hause, denkt nicht an den nervösen Herrn, und während er sich auskleidet, wirft er geräuschvoll seinen ersten Stiefel in die Ecke. Da fällt ihm das Ersuchen des Kellners ein, und er beendet das weitere Entkleiden durchaus geräuschlos.

Nach drei Stunden weckt ihn sein nervöser Nachbar durch lautes Klopfen an der Verbindungstüre aus dem Schlafe und ruft ihm vorwurfsvoll zu: „Um Gottes willen, Mensch, wann werden Sie endlich den anderen Stiefel in die Ecke werfen? Ich warte nun schon drei Stunden darauf!“ C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.





UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 926 M